

Begriff

Adi Ophir (Tel Aviv)¹

So viele Wissenschaftler mit und an Begriffen arbeiten – wenige von ihnen stellen sich dabei jemals ernsthaft die Frage: »Was ist ein Begriff?« Eben dieser Frage möchte ich mich hier widmen. Es ist nicht nur der Form nach eine sokratische Frage; sie ist auch zuerst von Sokrates gestellt worden.

»Die Philosophen haben sich nicht genügend um die Natur des Begriffs als philosophischer Realität gekümmert«, stellen Deleuze und Guattari fest. »Sie haben es vorgezogen, ihn als gegebene Erkenntnis oder Repräsentation zu betrachten, die sich durch Vermögen zu seiner Bildung (Abstraktion oder Verallgemeinerung) oder seinem Gebrauch (Urteil) erklärten. Aber der Begriff ist nicht gegeben, er ist geschaffen und muß geschaffen werden«.² Deleuze und Guattari setzen also voraus, dass ein Begriff entweder gegeben sein oder produziert werden kann. Ich werde hier dagegen für eine dritte, alternative Option argumentieren: Ein Begriff ist weder gegeben noch wird er produziert, er wird im Akt der Verbegrifflichung performiert und präsentiert. Die Verbegrifflichung, dieses Spiel mit dem Begriff, produziert und entdeckt ihn zugleich, lässt ihn zugleich erscheinen und gibt ihm seine Existenz; sie verwischt also gerade die Differenz zwischen dem, was gegeben ist und enthüllt wird, und dem, was erfunden und produziert wird.

Der erste Meister dieser performativen Kunst war niemand anders als Sokrates. Nach den anfänglichen Begrüßungsfloskeln und ein wenig small talk beginnt eine typische sokratische Unterredung mit der Frage nach irgendeinem abstrakten Wort X. »Was ist X?«, fragt Sokrates. Die Antworten, die er sodann, eine nach der anderen, untersucht und widerlegt, haben stets die Form von Definitionen: »X ist P.« Die Beschreibung P soll, so die Forderung des Sokrates, die hinreichenden und notwendigen Bedingungen angeben, unter denen es möglich sein soll, etwas als X zu identifizieren. Im Verlauf der Unterredung werden sich allerdings alle diese Definitionen als entweder nicht notwendig, nicht zureichend oder als beides zugleich herausstellen. In anderen Fällen sind sie auch widersprüchlich oder widerstreiten gewissen trivialen Wahrheiten. Es ist jedoch keineswegs das Ziel der sokratischen Analysen, wie Platon es seit den mittleren Dialogen darstellt, am Ende eine erschöpfende oder widerspruchsfreie Definition von X zu präsentieren. Die sokratischen Analysen führen vielmehr von den Unzulänglichkeiten der Verbalisierung zu einer reinen Form von X, die gewissermaßen der Seele oder dem Geist unmittelbar präsent sein soll. Nach Platon kann diese reine Form durch keine Definition eingefangen werden; sie ist weder eine linguistische noch eine mentale Entität. Jeder Versuch, ein X sprachlich zu definieren, ist nicht mehr als ein Durchgangsmoment auf dem Weg zur Freilegung einer reinen, allein durch das Auge des Geistes wahrnehmbaren Form.

¹ Die Übersetzung folgt der englischen Version des Aufsatzes »Concept«, erschienen in: Political Concepts – A critical Lexicon (<http://www.politicalconcepts.org/2011/concept> - 20.6.2012)

² Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Was ist Philosophie?*, Frankfurt/M. 2000, S. 16f.

Diese Differenz zwischen der philosophischen *Form der Analyse* und ihrem Ziel manifestiert sich in den platonischen Dialogen, ohne explizit artikuliert zu werden. Tatsächlich ist es präzise diese Differenz selbst, die Differenz zwischen dem Dialog als *performance, show, event* und seinem Gegenstand, die im Zentrum des sokratischen Sprachspiels steht. In der Geschichte der Begriffstheorie geht diese Differenz irgendwie verloren. Und so stellen Margolis und Laurence in einer breit angelegten Studie fest, dass die modernen angelsächsischen Versionen der Epistemologie, Philosophie des Geistes und den eng verwandten Kognitionswissenschaften hauptsächlich in einem Punkt übereinkommen: in der Auffassung, dass Begriffe sich nicht als Definitionen beschreiben lassen.³ Selbstverständlich behaupten diese Theorien nicht, dass sich Begriffe nicht definieren lassen. Sie bestreiten aber, dass die kognitiven Strukturen, die begrifflichen Operationen zugrunde liegen, sich in Analogie zu definitivischen Verfahren beschreiben lassen. Für die allermeisten modernen Erkenntnistheoretiker ist ein Begriff nichts anderes als eine Einheit der mentalen Repräsentation, eine Kapazität der sprachlichen Perzeption oder, nach Frege, ein ›objektiver Sinn‹.⁴ In all diesen Varianten fungieren Begriffe als alles mögliche, nur nicht als Definitionen.

Eine Definition ist eine spezifische Form eines Sprechakts innerhalb eines bestimmten Sprachspiels. Mit der Verabschiedung der klassischen Definitionstheorie des Begriffs geriet dieser diskursive Aspekt in Vergessenheit; ›Begriff‹ wurde zu einer mentalen Fertigkeit, einem kognitiven Werkzeug (einer Einheit der mentalen Repräsentation) oder zu einem kognitiven Operator (einem Sinn, einer Idee). Dabei ist die Definitionstheorie des Begriffs sehr viel älter als die kognitionstheoretische Wendung der Epistemologie im Allgemeinen und der Begriffstheorie im Besonderen. In sehr klarer Form erscheint sie schon im *Organon* des Aristoteles, wenn anlässlich einer Klärung der Natur der Definitionen Begriffe im strengen Sinne als linguistische Formeln beschrieben werden, die uns sagen, »was es für X bedeutet, zu sein« [*to ti ên einai*].⁵ Die Vernachlässigung dieser Seite der Begriffstheorie hat in der modernen Philosophie – bei den Empiristen, den Rationalisten, und vor allem bei Kant – zu einer geradezu seriellen Erneuerung des Formkonzepts geführt. Sie alle behandeln Begriffe als Elementarbestandteile unseres kognitiven Apparats: als Muster, Prototypen oder Schemata, die die Sinnesdaten strukturieren und uns so erlauben sollen, Gegenstände zu identifizieren und die Beziehungen zwischen verschiedenen Gegenständen zu kategorisieren. Für Kant ist der Begriff ein Schema, das es uns erlaubt, die Formbestimmtheiten der Erscheinungen zu klassifizieren. Kants Begriffe (ähnlich noch Husserls Ideen) bevölkern gleichsam den Verstand, ohne noch irgendeine bestimmte Beziehung zur Sprache zu haben, mit der und durch die sie erworben werden und durch deren Vermittlung sie allein ihre volle Bedeutung erlangen.

Der *linguistic turn* hat zwar die lange vernachlässigte sprachliche Dimension der Begriffe energisch wiederbelebt, dies aber in der Regel unter Preisgabe ihres besonderen epistemischen und ontologischen Status. Bei Wittgenstein reduziert sich die Funktion des Begriffs auf die Sprachspielabhängigkeit der Wortbedeutungen. Immerhin scheint die Beobachtung, dass ein und dasselbe Wort in ganz unterschiedlichen Sprachspielen verwendet werden kann, auf eine über die bloße ›Familienähnlichkeit‹ hinausgehende Gemeinsamkeit dieser unterschiedlichen Gebrauchsweisen zu verweisen. Denn schon innerhalb eines zweiten Sprachspiels lässt sich die

³ Stephen Laurence/Eric Margolis: »Concepts and Cognitive Science«, in: Margolis/Laurence (Hg.): *Concepts: Core Readings*, Cambridge 1999, S. 3-81.

⁴ Diese Typologie folgt Laurence/Margolis (1999). Vgl. auch den Art. »Concepts« der *Stanford Encyclopedia of Philosophy* (<http://plato.stanford.edu/entries/concepts/>).

⁵ Der griechische Ausdruck wurde im Lateinischen zu *essentia*, und demgemäß könnte man die aristotelische Definition der Definition als »die Behauptung einer Essenz« übersetzen.

Frage »was ist X?« nicht mehr beantworten, indem man auf die Gebrauchsweisen des Wortes in diesem Sprachspiel selbst oder/und in jenem anderen Sprachspiel verweist. Die Frage »was ist X?« zielt vielmehr gerade auf jene Eigenschaften des Wortes, die seine Verwendung in unterschiedlichen Sprachspielen ermöglichen, ohne zuerst gleichsam übersetzt worden zu sein. Sie setzt voraus, dass es sich bei dem Erscheinen ein und desselben Wortes in unterschiedlichen Sprachspielen um keine zufällige Koinzidenz handelt. Die Frage »was ist X?« so zu stellen, dass sie die für die einzelnen Sprachspiele spezifischen Gebrauchsweisen eines Wortes thematisiert, ohne sie darauf zu reduzieren, bedeutet offenbar, nach einer möglichen ›begrifflichen‹ Definition zu suchen. Diese Begriffsdefinition wäre insofern zugleich und gerade deshalb ein spezieller Fall der ›verbalen Definition‹ Wittgensteins, weil sich die Frage nach dem Begriff selbst als ein spezifisches Sprachspiel beschreiben lässt. Von diesem Punkt an aber führen Wittgensteins Analysen nicht mehr weiter. Für Wittgenstein bleiben Begriffe diskrete Bedeutungseinheiten, die Differenz zwischen der Identifikation und dem Verstehen dieser Bedeutungen interessiert ihn nicht; jenes besondere Sprachspiel, in dem die Begriffe erscheinen, kommt bei ihm nicht vor.

Wir können unsere Untersuchung also mit der Frage beginnen, wo, in der ganz wörtlichen, gleichsam sinnlichen Bedeutung, Begriffe als Begriffe *erscheinen*. Selbstverständlich zunächst dort, wo Menschen sprechen, schreiben oder generelle Termini verwenden. Gleichwohl werden viele und oft die gebräuchlichsten Ausdrücke verwendet, ohne (weder vom Sprecher noch vom Adressaten) als Begriffe verstanden zu werden. Ich möchte daher vorschlagen, von Begriffen immer dann zu sprechen, wenn es sich um einen Diskurs handelt, der jene spezifische Frage des begrifflichen Sprachspiels aufwirft. In diesem Sinne handelt es sich nicht um Begriffe, wenn irgendjemand, sei es ein Kind, ein Laie oder ein Philosoph, seine Fähigkeit zur Kategorienbildung und zum korrekten Umgang mit generellen Termini unter Beweis stellt oder wenn ein Wissenschaftler sich geläufiger *termini technici* bedient. Wenn hier Begriffe im Spiel sind, so erscheinen sie doch nur indirekt, als Spuren in den Performationen der Sprecher. Begriffe in dem hier gemeinten Sinn treten nur dann in Erscheinung, wenn irgendjemand versucht, *die Essenz dessen, worauf sich ein Begriff bezieht, zu erklären, zu präsentieren und darzustellen*. Diese Beschreibung ist vollkommen unabhängig davon, wie adäquat der jeweilige Begriff der Essenz des infrage stehenden Gegenstands ist, oder ob der infrage stehende Gegenstand überhaupt ein ›essentieller‹ oder auch nur existierender Gegenstand ist.

Ein Begriff ist eine linguistische Performation, die auf die Essenz des infrage stehenden Gegenstands zielt. Als diskursive Entität ist der Begriff unabhängig von dem Verhältnis zwischen dieser Essenz und ihrer Beschreibung, unabhängig von ihrer Aussagekraft oder Gültigkeit. Die einzige Bedingung des Begriffs ist die *Orientierung* auf eine solche Essenz. Begriffe sind keine Aussagen, die wahr oder falsch sein können. Sie können in ihrer Beziehung auf die infrage stehende Essenz nur mehr oder weniger genau sein. Aber auch ein ungenauer Begriff ist noch ein Begriff, ebenso wie eine falsche Aussage nicht aufhört, eine Aussage zu sein.

Begriffe erscheinen, wenn ein Wort, ein Ausdruck, eine Aussage problematisch wird. Es gibt keine Begriffe ohne Verbegrifflichung, ohne die Frage, »was dieses X ist«. Dies gilt ebenso im Fall, dass jemand noch keinen klaren Begriff von einem generellen Terminus hat, den er verwendet, wie im Fall, dass jemand einen generellen Terminus verwendet, als wäre sein Begriff schon vollkommen klar. Um einen Begriff handelt es sich nur dann, wenn das ›keinen Begriff von etwas haben‹ zu einem Problem wird, für das der Begriff eine Lösung wäre. Bergmann meint, dass »a concept turns distinct through its definition«⁶ – tatsächlich aber wäre

⁶ S. H. Bergmann: *Introduction to Logic: the Theoretical Science of Order*, Jerusalem 1964, S. 63.

zu sagen, dass der Begriff durch das *Begehren*, ihn zu definieren (zu klären und zu erklären), überhaupt erst zu einem Begriff wird. Wenn die Sprecher irgendeiner natürlichen Sprache unklare oder unscharfe Begriffe verwenden, dann haben sie im Wortsinn ›keinen Begriff von dem, worüber sie sprechen‹; sie sind nicht in der Lage, die Begriffe anzugeben, die in ihrer Rede impliziert oder auf andere Weise in ihr wirksam sind. Zu wissen, wie man bestimmte Ausdrücke verwenden muss, um eine Sprecherfunktion wahrzunehmen, eine Kommunikation aufrecht zu halten, bedeutet also bei weitem noch nicht, diese Ausdrücke als Begriffe zu verstehen. Verbegrifflichung setzt voraus, den Kommunikationsfluss um der Erklärung und Vergegenwärtigung willen zu unterbrechen (aufzuhalten, stillzustellen oder zu stören). Diese Unterbrechung – dieser entscheidende Moment im Leben der Begriffe – ist verantwortlich dafür, dass Begriffe immer schon und essentiell politisch sind.

Ein Ausdruck wird nur dann zu einem Begriff, wenn wir uns die Zeit nehmen, ihn aus seinen alltäglichen Verwendungsweisen herauszulösen, um ihn zur Diskussion zu stellen, nach seiner Bedeutung zu fragen und seine diskursive Existenz öffentlich zu machen. Wenn Philosophen, Wissenschaftler, Juristen oder Künstler innerhalb einer bestimmten Diskursgemeinschaft Termini verwenden, die sie für selbstverständlich halten, dann verwenden sie sie als ›wissende Subjekte‹ [*sujets supposés savoir*], und als ebensolche Subjekte sprechen sie ihre Adressaten an. Sie verwenden die Termini, als ob sie schon geklärt wären, als ob bei ihren Adressaten ein hinreichend substantieller Konsens über ihre Bedeutung, über die begriffliche Essenz, auf die sie sich beziehen, vorhanden sei. Sobald wir aber diese Voraussetzungen in Zweifel ziehen, werden wir erstaunt über das Ausmaß der faktischen Uneinigkeit zwischen den Teilnehmern des Diskurses sein, selbst dort, wo es sich um die allgemeinsten und scheinbar selbstverständlichsten Ausdrücke handelt. Die verbalen Operatoren einer funktionierenden Kommunikation, allgemeinverständlicher Argumente und erfolgreicher Handlungen sind *black boxes* der Bedeutung. Begriffe sind das, was in Erscheinung tritt, wenn die Menschen diese *black boxes* öffnen, indem sie fragen: »was ist eigentlich dieses X?«.

Oft genug sind es gerade Ausdrücke des allgemeinsten Gebrauchs – die zur allgemeinen Währung der Kommunikation geworden sind, auf die wir schwören könnten und auf die wir immer wieder zurückkommen – über deren Definition oder Erklärung sich die Menschen keine Gedanken machen, und die verwendet werden, als wären sie immer schon vertraut und wohlbekannt, obgleich sie in durchaus verschiedener und teilweise widersprüchlicher Weise in Anspruch genommen werden. Solche Ausdrücke funktionieren gleichsam als ›Statthalter‹, und sie erscheinen zumeist an den semantischen Knotenpunkten der Diskurse. Man denke an ›kritisch‹, ›Liebe‹, ›Sicherheit‹ oder ›jüdisch-demokratischer Staat‹. Die Effizienz solcher Ausdrücke verdankt sich ihrer relativen Leere, ihrer semantischen Unterbestimmtheit (die es ihnen erlaubt, unterschiedliche und sogar widerstreitende Bedeutungen zu transportieren), aber zugleich – und dies ist nur die andere Seite der Medaille – der semantischen Dichte ihrer Erscheinungskontexte. Der privilegierte kommunikative Status solcher Ausdrücke bringt es mit sich, dass jeder Versuch, sie zu (re)definieren, nicht nur die involvierten Diskurskonstellationen affizieren, sondern auch ihre denotativen und konnotativen Ausgriffsbereiche einengen wird.⁷

Nicht selten haben solche verbalen Statthalter den Status ›diskursiver Prominenz‹. Es zahlt sich aus, sich auf sie zu verlassen, mit der größten Überzeugung von ›Sicherheit‹,

⁷ Einige Philosophen neigen dazu, auch solche ›Statthalter‹ als Begriffe anzusehen. Dann aber sollte man zumindest zwei Begriffstypen unterscheiden: die ›leeren Statthalter‹, deren Funktion es ist, den uneinholbaren Überschuss des Begriffs zu verschleiern oder zu neutralisieren, und die Begriffsnamen (*terms*), deren Überschuss sich in jedem Versuch ihrer Klärung oder Definition manifestieren wird. Nur die letzteren werden uns hier interessieren.

›Demokratie‹, ›Wandel‹ oder ›Krise‹ zu sprechen. Wer solche Ausdrücke verwendet, suggeriert zu wissen, wovon er redet. Er spricht, als hätte er bereits alles begriffen, er verwendet den Namen eines Begriffs als einen Index, der auf eine komplexe, gleichsam im Untergrund seiner Rede mitlaufende, bei Bedarf jederzeit abrufbare Theorie verweist. In funktionierenden Diskursen sind solche verbalen Statthalter weitaus bedeutsamer als Begriffe, und jedes Insistieren auf ihrer Verbegrifflichung wird sich dem Verdacht aussetzen, den Diskurs unterminieren zu wollen.

Die Begriffsanalyse, die ich hier vorschlagen möchte, setzt bei dem diskursiven Erscheinen von Begriffen an – nicht bei jenem kognitiven Vermögen, das wir uns und anderen gewohnheitsmäßig zuschreiben und das auf der Fähigkeit basiert, semantische Einheiten zu identifizieren, wiederzuerkennen und auf korrekte Weise zu verbalisieren. Die Analyse, die ich vorschlage, wird danach fragen, wie Begriffe erscheinen, um aus den Bedingungen ihres Erscheinens etwas über ihre Essenz zu erfahren. Jede andere Vorgehensweise scheint immer schon einen klaren Begriff von dem vorauszusetzen, was ein Begriff ist, ja zu beanspruchen, Begriffe auch dort zu erkennen, wo sie nicht als solche expliziert oder sogar überhaupt nicht aufgerufen werden. Beobachter kognitiven Verhaltens neigen dazu, Subjekten einen Grad an intellektueller Einsicht zuzuschreiben, der über das hinausgeht, was sich in ihren linguistischen Performationen beobachten lässt. Der Begriff, der einem Subjekt in solchen Fällen zugeschrieben wird, enthält einen prinzipiellen Überschuss über das beobachtbare kognitive Verhalten – und sei es nur in der Minimalform der unterstellten Fähigkeit, wiederholt Begriffe in Objekten ihrer Verkörperung und Objekte als Verkörperungen von Begriffen zu erkennen. Obgleich dem beobachteten Subjekt scheinbar nicht mehr als eine wiederholt abrufbare Fähigkeit zugeschrieben wird, ist doch das, was sich wiederholt, nicht Teil der Wiederholung selbst; es ist vielmehr dasjenige, was erst durch den Beobachter ergänzt werden muss, um das beobachtete ›Begriffsbild‹ zu komplettieren.

So müssen etwa die Fähigkeit eines Kindes, einen Gegenstand wiederzuerkennen, oder der wiederholte Gebrauch eines Wortes durch einen Sprecher schon zuvor im Diskurs des Linguisten, Philosophen oder Kognitionswissenschaftlers konzeptualisiert worden sein, um als Begriffe erscheinen zu können. Wenn man einem Baby, das an einem Schnuller (*pacifier*) saugt, einen Begriff von ›Schnuller‹ zuschreibt, dann muss der Begriff, den man selbst von einem Schnuller hat, reicher (komplexer, adäquater) sein als derjenige, den das Baby hat. Man unterstellt schon dadurch, ob explizit oder implizit, über einen solchen komplexeren Begriff zu verfügen, dass man das Verhalten des Babys als Indiz für das Vorliegen einer mentalen Repräsentation oder eines kognitiven Konzepts ›Schnuller‹ interpretiert. Allgemeiner gesagt, setzt jede Identifizierung einer kognitiven, logischen oder semantischen Einheit immer schon einen diskursiven Akt der Begriffsbildung voraus, der als operatives Schema der Beobachtung und als Validierungsschema ihrer Hypothesen fungiert.

Ich unterstelle also, dass der Begriff keine elementare mentale, semantische oder logische Einheit, sondern ein Prinzip der diskursiven Tätigkeit ist, eine bestimmte Form der diskursiven Praxis, die aus einem sehr einleuchtenden Grund im Modus kognitiver Strukturen und Operationen weder verfügbar noch beschreibbar ist: weil sie überhaupt nur als diskursive Praxis möglich ist, über die kein Individuum verfügen, sondern die nur kollektiv performiert werden kann. Um einen Begriff zu erkennen, müssen die Praktiken, in die er involviert ist und die ihn hervorbringen, sehr genau untersucht werden.

Die hier vorgeschlagene diskursive Perspektive auf die Begriffe basiert auf den von Foucault in seiner *Archäologie des Wissens* entwickelten diskursanalytischen Prinzipien.⁸ Nach Foucault ist ein Diskurs eine mehr oder weniger durch Regeln kontrollierte linguistische Aktivität, die die Produktion und Reproduktion von Aussagen reguliert, indem sie mehr oder weniger strikte Regeln der Verknüpfung von Worten und Dinge angibt, des (in Rede und Schrift) ›Aussagbaren‹ und des Sichtbaren, der sprechenden Subjekte und ihrer Gegenstände (später werden wir hinzuzufügen haben: der Sprecher und ihrer Adressaten), Verknüpfungen zwischen verschiedenen Gruppen von Aussagen und zwischen der Aussage und ihren materialen Medien. Nach Foucault besteht eine Diskursformation in einer Regularität stabilisierender Beziehungen zwischen vier Dimensionen der Aussagefunktion bzw. in der Aussage (*énoncé*) selbst als Funktion dieser Beziehungen: einer Regularität des Erscheinens von Objekten in einem definierten Raum des Erscheinens und Bezeichnens; einer Stabilisierung der Subjektfunktion durch Dispositive der Autorität (des Sprechens, der Interpretation, des Zitierens, des Bezeichnens, der Demonstration, des Schlussfolgerns etc.); bestimmten Gruppierungen verschiedener Aussagen mit jeweils unterschiedlichen praktischen Effekten (das Erzählen einer Geschichte, die Etablierung eines Arguments etc.); und schließlich der Existenz bestimmter materialer Bedingungen, die es ermöglichen, Aussagen zu reproduzieren.⁹ Im Unterschied zu all diesen Momenten gehört für Foucault der Begriff – die Verbegrifflichung – nicht zu den Bedingungen der diskursiven Produktion von Aussagen. In der Tat gibt es Diskurse, die vollkommen ohne Begriffe auskommen, und andere, die nur funktionieren, weil sie keine Begriffe zulassen.¹⁰ Nur bestimmte Diskurse erfordern Begriffe, und wiederum nur in sehr wenigen Diskursen, wie der Philosophie oder Theologie, stehen Begriffe im Zentrum der diskursiven Tätigkeit selbst.

Foucault hat den individuellen Begriffen keinen eigenen diskursiven Status zugeschrieben, weil er sie als keiner der für das Funktionieren der Diskurse fundamentalen Aussagefunktionen zugehörig angesehen hat. Foucaults Perspektivenwechsel von den Signifikaten der Aussagen zu den Wissensdispositiven, die sie ermöglichen, hat sein Pendant in einer Verschiebung des analytischen Interesses von den Einzelbegriffen zu dem, was Foucault als die ›vorbegrifflichen Ebenen‹ bezeichnet hat: zur Analyse jener Verknüpfungsregeln von Aussagen und Praktiken, die die Formation diskursiver Begriffskomplexe steuern. Diese Regulierungsfunktion, die man auch als eine temporäre Stabilisierung von Bedeutungen beschreiben kann, sah Foucault als die entscheidende Bedingung diskursiver Begriffsbildung an. Wir können diese Annahme akzeptieren (ebenso, wie wir Wittgensteins Auffassung von der Bedeutung eines Wortes – oder, in diesem Fall, von der Bedeutung des Signifikanten eines Begriffs – als Funktion seiner Gebrauchsweisen in bestimmten Sprachspielen akzeptieren können), ohne es damit aufzugeben, zu fragen: »was aber ist, nach alledem, ein Begriff?« Die hier vorgeschlagene Begriffsanalyse zielt gerade auf jene Lücke der Begriffstheorie, die Foucault – nicht anders als die anderen Spielarten des *linguistic turn* – offengelassen hat.

Diese Lücke lässt sich im Wesentlichen mit den Mitteln der foucaultschen Analysen selbst schließen. Ein weiteres theoretisches Modell, dem meine Analyse sich verpflichtet sieht, ist die Begriffstheorie in Deleuzes und Guattaris *Was ist Philosophie?* Wenn ich im Folgenden einige der Beobachtungen Deleuzes und Guattaris übernehmen werde, werde ich sie jedoch bewusst

⁸ Michel Foucault: *Die Archäologie des Wissens*, Frankfurt/M. 1981.

⁹ Vgl. ebd., III, Kap. 2-3.

¹⁰ Der jüdische *Midrash* etwa ist ein solches Beispiel eines Diskurses, der vollkommen ohne Begriffe auskommt. Am anderen Ende der Skala steht der militärische Diskurs, der (wie alle Diskurse, die unter Bedingungen strikten Gehorsams stattfinden) ein existentielles Interesse an der Unterdrückung der Begriffsfragen hat.

aus ihren komplexen ontologischen Einbettungen herauslösen; und ich werde mich zugleich ausdrücklich von zwei ihrer fundamentalen Voraussetzungen distanzieren: (1) »Der Begriff ist nicht diskursiv, und die Philosophie ist keine diskursive Formation«;¹¹ (2) allein die Philosophie, nicht aber die Wissenschaften oder Künste, bringt Begriffe hervor und denkt in Begriffen; Wissenschaft und Kunst haben eine andersgeartete Bedeutung für das schöpferische Denken,¹² und was sie für Begriffe ausgeben oder dafür halten, sind dies in Wahrheit nicht.¹³ Die erste dieser Annahmen ist auf einer Linie mit Foucaults Behandlung der Begriffe; sie repräsentiert dieselbe, für die Philosophien des *linguistic turn* so typische Gleichgültigkeit gegenüber der Verbegrifflichung, jenem einzigartigen diskursiven Akt, dem sich die Produktion, das Erscheinen und die Existenz der Begriffe verdanken. Ich werde dagegen zu zeigen versuchen, dass Begriffe in der Tat diskursiv sind, dass sich ihre Existenz nicht vom Ereignis ihrer diskursiven Performance lösen lässt und dass ihre Erscheinungsweise sich in Abhängigkeit von den beteiligten Diskursen ändert. Es gibt ebenso viele Weisen der Verbegrifflichung wie es Diskursregimes gibt; und anders als Deleuze und Guattari denken, sind Begriffe keine exklusive Domäne der Philosophie – auch wenn sie selbstverständlich jederzeit zum Gegenstand der philosophischen Reflexion werden können.

2.

Es gibt, mit und über Foucault hinaus, gute Gründe, den Begriff nicht lediglich als eine jener Funktionen zu verstehen, die eine Aussage ermöglichen und definieren. Aber worin besteht dann die diskursive Existenz des Begriffs?

Beschreibt man den Diskurs, mit Foucault, als mehr oder weniger regulierte linguistische Aktivität, die die Produktion und Reproduktion von Aussagen kontrolliert, indem sie stabile Beziehungen zwischen Gegenständen, Wörtern, Sprechern und Adressaten etabliert, so ist der Begriff eine spezifische Form, diese Beziehungen zu realisieren: Der Begriff ist selbst eine spezifische Form der Aussage. Anders als Ausdrücke wie ›Energie‹ oder ›Gerechtigkeit‹, die fest mit ihrem Signifikanten, mit einem bestimmten Wortkörper verbunden sind und deren Gebrauch durch dessen grammatische Funktionen ermöglicht wird, ohne dass ihre Bedeutung geklärt sein müsste, ist der Begriff eine vollständige und komplexe Aussage, eine ›Polysemie‹. Versuchen wir nun anhand der von Foucault unterschiedenen vier Aussagefunktionen zu präzisieren, um welche Form der Aussage es sich bei den Begriffen handelt.

(1) Versteht man ihn als Aussage, so wird sich erstens der Begriff *durch seine Beziehung zu einem bestimmten phänomenalen Raum* definieren lassen. Jede Begriffsaussage markiert einen bestimmten (realen oder intellektuellen) Raum, in dem die Gegenstände, die diesen Begriff verkörpern, erscheinen (oder erscheinen können). Die Referenten des Begriffsobjekts sind entweder reale oder mögliche Objekte, Objekte, die existiert haben, gegenwärtig existieren oder auf einer bestimmten Referenzebene, in einem realen, fiktionalen oder möglichen Raum existieren können. Man kann Begriffe von Eigenschaften oder Gegenständen haben, die niemals existiert haben oder von denen man annimmt, dass sie nicht existieren können. In diesem Fall ist die Fiktionalität ein Teil des Begriffs selbst (etwa bei einem atheistischen Begriff von Epiphanie) und der Erscheinungsraum der Begriffsobjekte auf Texte beschränkt, die eine fiktive

¹¹ Deleuze/Guattari: *Was ist Philosophie?* (Anm. 2), S. 29.

¹² Ebd., S. 11-13, 40-41.

¹³ Ebd., S. 160.

Welt beschreiben. Jede Aussage ist eine Funktion von Beziehungen zwischen dem Gesprochenen und dem Sichtbaren oder Erfahrbaren, zwischen dem, was gesagt, und dem, was gesehen oder erfahren werden kann. Die Konditionen seiner Intelligibilität (seine Distribution in einem semantischen Feld, seine Differenzen oder Verwandtschaftsbeziehungen zu anderen Begriffen) allein konstituieren noch keinen Begriff. Wir müssen sie um diejenigen Bedingungen ergänzen, unter denen die Objekte, die den Begriff verkörpern, sichtbar und präsentierbar werden (einschließlich der Vorstellung darüber, welche der Begriffsmomente unsichtbar und nicht-präsentierbar sind). So referiert jeder Begriff des Staates auf einen Raum (oder Räume), in denen der Staat, seine Elemente, seine Repräsentanten und Repräsentationen erscheinen können. Dieser Begriff verändert sich notwendig, sobald wir realisieren, dass der Staat auch auf dem Markt und in jedem privaten Haushalt erscheinen kann, ja dass es tatsächlich keinen sozialen Raum gibt, dem er nicht seine Erscheinung einprägen könnte. Diese Omnipräsenz des Staates kann allerdings durch einen ›ontologischen Anarchismus‹ gekontert werden, der dem Staat all seine Machtattribute zugesteht – mit Ausnahme der Realität seines Erscheinens. Für den Anarchisten existiert der Staat nur in Texten, die vorgeben, ihn zu repräsentieren.

(2) Versteht man ihn als eine Aussage, so ist zweitens ein Begriff durch seine *Beziehung zu Subjekten – zu Sprechern und Adressaten* – definiert. Es gibt Begriffe, die zwar jedermann sich zu eigen machen kann, die aber nur von autorisierten Sprechern produziert, redefiniert, interpretiert und vermittelt werden können. Solche Begriffe tragen in ihrer Definition selbst die Signatur ihres Autors (so unterscheidet sich zum Beispiel der platonische Begriff der Idee von demjenigen Kants oder Hegels), und diese Signatur wird dann auch die Verwendungen des Begriffs durch andere prägen, die sich von den relevanten Texten des Autors inspirieren lassen, sie interpretieren oder kritisieren. In ähnlicher Weise gibt es Begriffe, deren Präsentation privilegierten Subjekten vorbehalten bleibt (wie z.B. der Begriff von Gott den Propheten, denen er offenbart worden ist) und/oder die nur von Adressaten mit einem (gleichfalls) besonderen Status erworben werden können (von jenen, die über eine bestimmte Qualifikation oder ausreichendes Wissen verfügen, deren Glaube stark und deren Herz der Wahrheit geöffnet ist). Solche Adressaten und Sprecher müssen nicht wirklich existieren. So ist es möglich, den Begriff X eines antiken Autors zu diskutieren, dessen Adressaten Teil einer Diskursgemeinschaft der Vergangenheit waren, und Geschichten der Begriffe und Verbegrifflichungen zu schreiben (was etwas anderes ist als die Geschichte des Diskurses, in dem diese Begriffe zirkulierten). So ist es auch möglich, einen Begriff zu rekonstruieren, ohne sich auf seinen Inhalt zu beziehen.

(3) Versteht man ihn als eine Aussage, so ist ein Begriff drittens definiert durch *seine Beziehung zu einer ›Wolke‹ angrenzender Begriffsaussagen*. Diese Wolke von Aussagen muss nicht notwendig eine klar definierte Struktur haben oder mit einem abgrenzbaren semantischen Feld zusammenfallen. Ihre Erscheinung ändert sich im Übergang von einem Diskurs zu einem anderen; sie ist eine derjenigen Variablen, die die Diskurse unterscheidbar werden lässt. So erscheint zum Beispiel der Begriff des Staates im Verbund mit Aussagen über so unterschiedliche Begriffe wie Souveränität, Territorium, Grenze, Regierung, Gesetz, Demokratie, Faschismus, Globalisierung etc. Einige, aber nicht alle dieser Aussagen sind nicht nur kollateral zum Begriff des Staates, sondern essentielle Momente desselben. Andere von ihnen definieren den Begriff durch externe Bestimmungen (so etwa Aussagen über Formen der politischen Assoziation, die dem Staat historisch vorausgehen oder außerhalb seiner existieren). Solche Definitionen können gleichwohl anzeigen, dass das, was hier aus einem Begriff ausgeschlossen wird, ihn gleichwohl qua Negation definiert (ein Subjekt ist ein Nicht-Objekt, ein Jude ist ein Nicht-Heide etc.). Die Umgebung, auf die sich eine Begriffsaussage bezieht, kann relativ wenig bestimmt sein (wie dies bei Begriffen der Fall ist, die zwar klar

definiert, aber nicht adäquat rezipiert wurden) oder äußerst komplex (wie beim Begriff ›Staat‹); sie kann hochgradig strukturiert sein (mathematische Begriffe) oder relativ amorph (etwa ›Trauer‹ oder ›Freude‹).

(4) Versteht man ihn als eine Aussage, so ist schließlich viertens ein Begriff durch seine *Beziehung zu einem materialen Medium* definiert, das es ihm ermöglicht, zu erscheinen und reproduziert zu werden. Diese Beziehung scheint vordergründig ein einigermaßen schwaches Kriterium zu sein, von dem wir geneigt sind, es in jedem Fall als gegeben vorauszusetzen: Selbstverständlich erscheinen Begriffe, wenn eine Verbegrifflichung stattfindet, in der geschriebenen oder gesprochenen Sprache. Nicht allein aber ist, von Platon bis Derrida, schon diese Differenz zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit immer wieder debattiert worden. Die gesamte Geschichte der mentalistischen Begriffstheorie lässt sich vielmehr als eine Abfolge von Versuchen lesen, das Erscheinens- und Reproduktionsmedium der Begriffe anders als sprachlich zu definieren. Für die Kognitionswissenschaften – und die gesamte philosophische Tradition, auf sie hinausläuft und in ihnen konvergiert – ist dieses andere Medium das Bewusstsein (*the knowing mind*). In der hier vorgeschlagenen Begriffstheorie dagegen ist das Reproduktionsmedium der Begriffsaussagen ein durch und zwischen diskursiven Praktiken aufgespannter kommunikativer Raum. Für die Kognitionstheoretiker ist ein Begriff nicht anders reproduzierbar, er kann nicht anders im Bewusstsein (wieder-)erscheinen als durch den langsamen Prozess seines Erlernens, d.h. seiner Übertragung von einem Bewusstsein auf ein anderes. In der foucaultschen Perspektive, für die ich hier optiere, wird dieser Lernprozess durch diskursive Ereignisse und Performationen ersetzt, die niemals auf irgendwelche bewusstseinsinternen Prozesse reduziert oder ihnen zugeschrieben werden können.

Im Folgenden werde ich die vier Funktionen der Begriffsaussage nun etwas genauer untersuchen.

a. Die Erscheinungsebene

Ganz gleich, ob man ihn als mentale Einheit oder als ideellen Sinn verstand, wurde der Begriff über lange Zeit hinweg durch seine Funktion charakterisiert, eine Vielfalt von Erscheinungen in einem einheitlichen Schema zusammenzufassen; das Schema selbst blieb unsichtbar. Es ließ sich bezeichnen oder beschreiben, voraussetzen oder erschließen, aber man konnte es nicht vorweisen, nicht darauf zeigen. Nach dieser Auffassung gehört der Begriff, als Einheit einer Vielfalt oder Vielfalt einer Einheit, selbst keiner phänomenalen Ebene an, er existiert auf einem anderen Niveau als die Gegenstände, die ihn verkörpern. Der Begriff der Geschwindigkeit zum Beispiel erscheint an Körpern in Bewegung, aber als vereinheitlichendes Schema erscheint er nur auf der Ebene, auf der er bezeichnet wird, d.h. in der Formel $v=s/t$. So reicht es, wenn ein Begriff *erscheinen* soll, offenbar nicht aus, dass etwas ihn verkörpert oder es einen Signifikanten gibt, der ihn bezeichnet. Es reicht auch nicht aus, dass der Begriff eine Vielzahl von Erscheinungen in sich verbindet. *Diese Verbindung muss vielmehr selbst erscheinen*. Das Ziel einer Begriffsaussage ist nicht, zu erklären, zu rechtfertigen, infrage zu stellen oder eine Geschichte zu erzählen. Das Ziel einer Begriffsaussage ist es, die Vereinigung der Vielfalt von Erscheinungen, die der Begriff ist, selbst auf der Ebene der Erscheinungen zu präsentieren – eine Vielfalt in der Einheit des Begriffs dazustellen. In diesem Sinne will eine Begriffsaussage auf dieselbe Weise funktionieren wie ein Diagramm, ein Schaubild, eine Konjugationstabelle oder eine Landkarte – sie alle präsentieren eine Vielfalt von Details, schließen sie in einem

einheitlichen Schema zusammen und erlauben es so, die gesamte Vielfalt und das, was sie verbindet, gleichsam in nur einem Augenblick zu erfassen.

Ein Begriff ist also eine Aussage, die ein vereinheitlichendes Schema präsentiert. Diese Präsentation geschieht üblicherweise durch eine doppelsinnige Beschreibungsgeste: eine individuierende Bewegung vom einheitlichen Begriffsschema zu den Momenten, in denen es sich manifestiert¹⁴ und eine generalisierende Bewegung von diesen zurück zum Strukturaufbau des Schemas. Das Schema kann nicht präsentiert werden, ohne zugleich zu präsentieren, was es zusammenhält, und diese seine verbindenden und vermittelnden Momente nicht, ohne wiederum das Schema zu re-präsentieren; diese Re-Präsentation wiederum bedarf einer verbalen Beschreibung. Die Erscheinungsebene des Begriffs ist also die diskursive Ebene, auf der seine Beschreibung stattfindet.

Offensichtlich verlangt eine solche Beschreibung mehr als die bloße Wiederholung eines Begriffsnamens. Bedeutsamer aber ist, dass, soll die Vielfalt der Instanzen, die den Begriff auf einer bestimmten Ebene seines Erscheinens verkörpern, erfasst werden, auch ein bloßes Bezeichnen nicht ausreicht. Das Bezeichnen ist der Nullpunkt der Verbegrifflichung; wenn eine Bezeichnung aber eine »was ist X?«-Frage beantworten soll, dann ist sie gewöhnlich ein Mittel der Klärung oder Identifizierung. Der Akt des Bezeichnens erzeugt den Eindruck einer direkten Beziehung zwischen dem Wort und seinem Referenten, die jede Verbegrifflichung überflüssig scheinen lässt. Und dies nicht nur, wenn es sich zum Beispiel darum handelt, eine Person, eine Farbe oder eine bestimmte Vorrichtung an einem technischen Apparat zu identifizieren, sondern auch, wenn es sich um den Gebrauch von verbalen Ausdrücken handelt: »dies ist der USB-Port«, »hier ist eine Siamkatze«, »das ist Glück«. Das Wort oder die Phrase erscheinen nur dann als Begriffe, wenn diese direkte Beziehung infrage gestellt wird. In diesem Moment, wenn die automatische Bewegung vom Signifikanten zum Signifikat fehlschlägt, wird es den Sprechenden klar, dass es sich nicht um die Klärung einer Wortbedeutung, sondern um die Analyse eines semantischen Netzwerks handelt, nicht um einen scheinbar transparenten Signifikanten irgendeines Dinges in der Welt, sondern um eine linguistische Entität, deren Existenz sich ihrem Ort und ihrer Funktion in einem bestimmten Diskurs verdankt. Dies zu realisieren, ist der Beginn der Verbegrifflichung, der erste Moment des Erscheinens des Begriffs.

Die Verbegrifflichung endet mit dem Verschwinden des Begriffs. Existiert ein Begriff noch außerhalb oder jenseits des Akts der Verbegrifflichung? Wie ein Kleinkind rasch lernt, zwischen der bloßen Nichtanwesenheit seiner Puppe und ihrem wirklichen Verlust zu unterscheiden, so weiß auch, wer Begriffe bildet, zwischen ihrem vorübergehenden Verschwinden und ihrer Nichtexistenz zu unterscheiden. Wer einen Begriff von etwas hat, weiß, dass er ihn auf eine entsprechende Frage hin reproduzieren kann. Der Begriff existiert in diesem Fall als Potentialität. Alle anderen jedoch können von dieser Potentialität nur durch eine tatsächliche Performance des Begriffs erfahren.

Die Übergänge zwischen Verschwinden und Verlust oder Nichtexistenz sind fließend. Was für die Puppe eines kleinen Mädchens gilt, gilt ebenso von jedem Begriff. Es ist daher sinnvoll, nach der Existenz eines Begriffs zu fragen, wenn es keine Spuren mehr von dem Akt seiner Konzeptualisierung, von dem Ereignis seines Erscheinens gibt. Es führt ein Kontinuum vom erscheinenden Begriff zum Begriff, der in einer *black box* archiviert, zum gebrauchsfertigen Terminus geworden ist. Wer sich frei zwischen der *black box* des Terminus und der Performance des Begriffs zu bewegen weiß, verhält sich wie das Kind, das weiß, wo es nach der

¹⁴ Oder »Komponenten«, in der Terminologie Deleuzes/Guattaris.

verschwundenen Puppe suchen muss. Manchmal aber verhalten sich die Menschen, als wüssten sie, wo sie nach etwas Verschwundenem zu suchen haben, und leugnen seinen tatsächlichen Verlust; in ähnlicher Weise verwenden sie Termini, indem sie vorgeben oder sich vortäuschen, sie könnten jederzeit ihre verlorenen Begriffe rekonstruieren. Dass dies eine trügerische Voraussetzung ist, lässt sich durch die einfache Frage »was meinst du mit X?« (oder: »was ist X für dich?«) öffentlich machen. Diese Frage ist zugleich der Moment, in dem die besondere Beziehung des Begriffs zu einem sprechenden Subjekt und seinen Adressaten erscheint.

b. Die Beziehung zu Sprecher und Adressaten

Wo es sich um Begriffsaussagen handelt, geht den autorisierten Sprechern und qualifizierten Adressaten der foucaultschen Aussage eine primäre und essentielle Bedingung voraus: jenes besondere Interesse, ohne das kein Wort, kein Terminus, keine Phrase zu einem Begriff werden könnte. Sprecher und Adressat einer Begriffsaussage müssen an der ›Essenz‹ des infrage stehenden Gegenstands interessiert sein. Mit Interesse ist hier keine subjektive Intention, sondern eine objektive Position gemeint: beide, Sprecher und Adressat einer Begriffsaussage (der Adressat sogar mehr als der Sprecher) müssen die Sprecherposition einer vorgängigen »was ist X?«-Frage besetzen. Der besondere Status eines begriffsindizierenden Wortes besteht schließlich zunächst und vor allem darin, im Focus einer Frage über die ›Essenz‹ von etwas zu stehen. Der Begriff tritt in Erscheinung, wenn ein bestimmter Ausdruck (ein Wort oder eine Phrase) ins Zentrum einer Diskussion über Definition, Erklärung oder Rekonstruktion seiner Bedeutung gerückt wird – entweder auf grundsätzliche Weise oder in Bezug auf einen bestimmten historischen Kontext. Präziser: der Begriff ist das Begriffswort als Statthalter der Leerstelle jener Frage »was ist X?«, die durch keine Angabe einer Referenz und keine Gebrauchsanweisung beantwortet werden kann. Subjekt einer Begriffsaussage ist, wer die Frage »was ist X?« stellt und sich weigert, eine Bezeichnung oder eine Gebrauchsanweisung als Antwort zu akzeptieren. Es ist ein Subjekt, das, indem es diese Frage stellt, von sich voraussetzt oder zumindest vorgibt, *nicht* zu wissen. Es sind *das Bedürfnis und die Forderung*, einen Ausdruck zu erklären, zu erklären, was X ist (und nicht: worauf es verweist oder wozu es zu gebrauchen ist), die dieses X als Begriff erscheinen, es zum Begriff werden lassen.

Das fragende und fordernde Subjekt ist nicht allein in der Welt. Um eine Begriffsaussage zu ermöglichen, muss es seine Frage an einen Adressaten richten, dem ebenso wenig an einer vorgefertigten Antwort liegt, an einem denotativen Stereotyp, das jeder Bewegung der Verbegrifflichung sogleich die Tür verschließen würde. Eine Begriffsaussage setzt immer eine (wie immer auch kleine oder imaginäre) Diskursgemeinschaft, ein geteiltes Interesse voraus. Erst ein solches gemeinsame Interesse setzt den Prozess der Verbegrifflichung in Bewegung, und nur vor dem Hintergrund dieses gemeinsamen Interesses erscheint der Begriff als solcher. Dieses gemeinsame Interesse bedingt den Ereignis-, den performativen Charakter des Begriffs: als eine durch eine besondere Art des Fragens motivierte Untersuchung, in die eine ganze Diskursgemeinschaft involviert ist. Die Existenz einer solchen Diskursgemeinschaft ist die Bedingung und der Grund der politischen Existenz der Begriffe, der Tatsache, dass Begriffe politische Ereignisse sind.

Manchmal genügt eine einzige Frage, um dem Wort, das X indiziert, den besonderen Status eines Begriffsnamens zu garantieren. Im stärksten Kontrast zu gebrauchsfertigen Termini umgibt den Begriffsnamen die Aura einer Distanz, gleichsam eine Warnung vor seinem Gebrauch, zumindest insofern oder solange jenes X, das er stellvertretend repräsentiert, nicht geklärt worden ist. Solche Vorbehalte gegenüber dem Gebrauch eines Terminus sind selbst

noch nicht Moment des Begriffs. Der Begriffsname signalisiert aber, dass hier noch Fragen offen, dass Vorsicht und Verantwortung geboten sind, und er weckt Misstrauen gegenüber jenen, die zu verstehen vorgeben, was tatsächlich noch nicht begriffen worden ist. Er signalisiert möglicherweise auch, dass es einen bestimmten Adressaten der Begriffsfrage, ein wissendes Subjekt und eine zuständige Diskursgemeinschaft gibt.

Entscheidend für die diskursive Existenz der Begriffe sind jedoch nicht die (möglichen) Adressaten der Begriffsfrage, sondern jene, die sie stellen.¹⁵ Die Diskursgemeinschaft, an die sich eine Begriffsfrage richtet, mag selbst imaginär, im Gestus der Frage nur impliziert, oder zwar vorhanden, aber für diese neue Frage noch nicht sensibilisiert sein. Jedes Subjekt, das die Frage nach einem Begriff stellt, zielt auf eine Sensibilisierung, auf das Zuständigkeits- oder Verantwortungsbewusstsein einer Diskursgemeinschaft; und es ist die Frage, die nach der Mitteilung verlangt, nicht notwendig die Antworten. Eine Begriffsfrage zielt nicht auf eine Einstimmigkeit der Antworten; ein solcher Konsens würde gerade den Prozess der Verbegrifflichung beenden, den Begriff absterben lassen. Ein Wörterbuch ist keine Aufstellung von Begriffen, sondern allenfalls eine Sammlung potentieller Begriffe und verflüchtigter Spuren vergangener Konzeptualisierungen. Die Definitionen eines Wörterbuchs stehen in keiner notwendigen Beziehung zu einem fragenden Subjekt. Ihrer Form nach sind sie eher dazu prädestiniert, die Fragen verstummen zu lassen oder sie zumindest (durch das Ausräumen von Mehrdeutigkeiten, die Standardisierung von Vergleichsgrößen, Berechtigungstiteln und korrekte Verwendungsweisen) zu disziplinieren. Wenn ich aber ein Wörterbuch *konsultiere*, dann können seine Definitionen sehr wohl zum Ausgangspunkt einer neuen Serie von Fragen werden, für die ich verantwortlich bin; der Begriff steht nun unter meiner Verantwortung – im Kontext, natürlich, einer Sprachgemeinschaft und eines allgemeinen Interesses an beidem, den Fragen und den Antworten. Meine Frage kann einen Prozess der Verbegrifflichung, der Performation des Begriffs, initiieren, wenn ich sie präsentiere, mit anderen teile, nach einer Antwort suche. Ein Begriff existiert nur, solange er ein Element enthält, das noch *nicht* begriffen, noch nicht erreicht wurde und vielleicht auch nicht erreichbar ist,¹⁶ das von einer Frage aufgerufen wird und selbst neue Fragen aufwirft. Dies ist eine schwächere, wenngleich vielleicht präzisere Bedingung als jene Forderung Deleuzes und Guattaris, dass ein Begriff immer als Lösung eines theoretischen Problems in Erscheinung trete. Ein Begriff beziehe sich auf die ›Immanenzebene‹ eines Problems – auf jenen Bereich, in dem das Problem und seine möglichen Lösungen relevant sind – und sei eben der Modus, diese verschiedenen möglichen Lösungen zu integrieren.¹⁷ Für Deleuze und Guattari ist ein solches Problem selbst jedoch vollkommen unabhängig von einem fragenden Subjekt. Es hat ebenso eine objektive Bedeutung (*an objective sense*) wie die Begriffe, die als seine mögliche Lösung erscheinen, und diese Bedeutung ist durchaus verschieden, je nachdem es sich um eine wissenschaftliche oder eine philosophische Lösung handelt. Daher Deleuzes und Guattaris Neigung, Begriffe auf Parallelstrukturen theoretischer Probleme zu reduzieren, ihre Neigung, Begriffe allein der Philosophie zuzuschreiben. Für sie ist eine philosophische ›Frage‹ nichts anderes als der Name eines philosophischen Problems, das sich nicht in den wissenschaftlichen (oder theologischen)

¹⁵ Wenn ein Lehrer einem Studenten, ein Prüfer einem Kandidaten die Frage nach einem Begriff stellt, dann unterstellt er seinem Adressaten zugleich, nicht zu wissen (Bedingung des Begriffs) und zu wissen (Bedingung einer Antwort). Der Student, der wirklich verstanden hat, worum es geht, ist nicht derjenige, der eine erwartete Antwort zu geben, sondern derjenige, der die Antwort mit der Frage zu verknüpfen weiß – und der darum auch weiß, warum die Antwort offengehalten werden muss. Die Rolle des Lehrers ist es, ihm dieses Wissen zu vermitteln: das Wissen, wie man eine Antwort offenhält.

¹⁶ Im Hebräischen ist ›Begriff‹ [*mussag*] eine passiv-adjektivische Form des Verbs ›erreichen‹ [*le-hassig*].

¹⁷ Deleuze/Guattari: *Was ist Philosophie?* (Anm. 2), S. 42ff., 90-93.

Diskurs übersetzen lässt.¹⁸ Ich möchte diese Figur umkehren: Ein Problem ist etwas, das einem denkenden Subjekt widerfährt. Ein Problem ist eine Frage, die das Nachdenken ebenso verlangt wie seine Unterbrechung, die es verlangt, zu zögern und Umwege einzuschlagen. Jedem, der denkt, kann sich diese Art von Fragen jederzeit stellen, in der wissenschaftlichen Arbeit, der journalistischen Tätigkeit, während eines Besuchs seines Therapeuten oder eines Museums, beim Morgenkaffee oder im Klassenzimmer. Und jede Frage, die sich auf eine solche Weise stellt, kann ein Problem indizieren, zu einem Problem werden oder auch ein Problem verbergen.

Eine Begriffsaussage verlangt nach einem fragenden Subjekt. Dieses Subjekt handelt: es setzt das Begriffswort gleichsam in Klammern. Sein Gebrauch wird gleichsam eingefroren, verzögert, eingeschränkt, unter Bedingungen gesetzt, kontemplativ. Der Begriff trägt die einzigartige Signatur dieses fragenden Subjekts, seines Denk- und manchmal auch seines Schreibstils. Descartes' Signatur ist dem Cogito eingeprägt, Kants Signatur dem kategorischen Imperativ, Hegels Signatur dem Geist, Nietzsches Signatur dem Willen zur Macht und so weiter. Wer auch immer Fragen nach Begriffen stellt, die solche Signaturen tragen, sieht sich gleichsam automatisch in den Raum der Fragen versetzt, die von diesen *personae* aufgeworfen wurden – aber diese Begrenzung liegt nicht in der Natur der Begriffsaussage selbst. In den Diskursen der Naturwissenschaften und der Mathematik ist es üblich, eingeführte Begriffe mit den Namen ihrer Urheber zu verbinden oder unter Namen zu gebrauchen, die diese ihnen gegeben haben. Zugleich tendieren diese Diskurse dazu, neue Begriffe relativ schnell zu naturalisieren und sie damit von der Signatur ihres Urhebers abzulösen. Dasselbe gilt für die Philosophie, sofern sie (natur)wissenschaftliche Rhetoriken und Denkfiguren übernimmt. In Philosophien, die literarische und poetische Rhetoriken und Denkfiguren übernehmen, finden wir dagegen den entgegengesetzten Trend, die Begriffsaussagen auf das zu fokussieren oder zu beschränken, was (wie man annimmt) die unterzeichnete Person hätte sagen können. Man muss sich jedoch nicht für eine dieser beiden Möglichkeiten entscheiden. So lässt sich beispielsweise dem hier entwickelten Projekt einer Begriffsanalyse zweifellos die Signatur Foucaults ablesen: Es versteht den Begriff als Aussage, und es situiert die Frage »was ist X« innerhalb jenes von Foucault aufgemachten analytischen Paradigmas, in dem es um die Bedingungen der Produktion (und Reproduktion) von (Begriffs-)Aussagen geht. Das bedeutet aber nicht, dieses Projekt auf Foucaults spezielle Fragen oder Untersuchungsinteressen zu reduzieren, auf das, »was Foucault gesagt haben würde.«

Kein Autor kann einen Diskurs beherrschen, souverän über die Begriffe verfügen, die in ihm zirkulieren und wirksam sind. Zweifellos ist es möglich, begriffliche ›Territorien‹ zu markieren, Demarkations- und Ausschlusslinien zu ziehen, oder auch existierende Territorialisierungen zu unterwandern; all diese Interventionen geschehen aber niemals von der privilegierten Perspektive eines absoluten Subjekts (*sovereign subject*) aus. Selbst die privilegierte Autoritätsposition eines Begriffs-›Autors‹, dessen Signatur sich bestimmten Begriffsverbindungen (Begriffsassoziationen, Relationen) eingeschrieben hat (etwa die Beziehungen zwischen Gewissheit, dem Cogito und einem omnipotenten Gott bei Descartes; die Beziehungen zwischen Begriff und Sinnesdaten bei Kant) ist nicht imstande, umstandslos die Myriaden anderer Begriffe zu kontrollieren, mit denen sie assoziiert sind (für die Vorgänger Descartes' war Gott nicht nur allmächtig, sondern auch gütig; Kants Begriff der Sinnlichkeit ist eng verbunden mit der Rezeptivität, diese wiederum negativ mit Freiheit und Spontaneität etc.). Kein Autor beherrscht die semantischen Umgebungen der von ihm geprägten Begriffe.

¹⁸ Ebd., S. 90.

Selbst dort, wo es sich um sehr spezifische Begriffe handelt, die die unverwechselbare Signatur ihres Autors tragen, und wenn sie ausschließlich als historische diskutiert werden, wird uns die Begriffsanalyse von jeder Authentizitätsfiktion befreien. Jeder, und noch der idiosynkratischste Begriff ist verwoben in ein Netz semantischer Interrelationen, das sich der Koexistenz verschiedener Aussagen, Sprecher und Begriffe verdankt – so sehr sich diese auch widerstreiten, negieren, ausschließen mögen. Wo es sich um Begriffe handelt, bleibt der Platz des Souveräns leer, und keine auktoriale Position wird ihn je besetzen können.

c. Die Umgebung der Aussagen

i. Interne Verbindungen

Selbst der einfachste Begriff verlangt nach seinem Anderen, nach einem Gegenbegriff, von dem er sich unterscheidet, um sich, qua Negation, zugleich mit ihm untrennbar zu verbinden. Begriffe treten stets im Plural auf, miteinander verbunden, voneinander abhängig, sich überkreuzend, widersprechend und ergänzend. Zwischen ihnen vermitteln nicht nur Argumente, sondern auch Behauptungen, Kontrastschemata, Deszendenz- und Mengengebegriffe.¹⁹ Dieser Vielfalt ihrer Beziehungen zu anderen Begriffen geht aber wiederum eine interne Vielfalt voraus. Damit ein Ausdruck zu einem Begriff werden kann, muss die Antwort auf die Frage »was ist X?« zumindest zwei Bestimmungen verbinden, von denen jede eine potentielle Begriffsaussage bildet. Ein Begriff ist selbst ein semantisches Feld, insofern er in sich eine Vielfalt von Bestimmungen einschließt und sie in einem einheitlichen Schema verbindet. Das Begriffsschema verbindet eine Gesamtheit von Bestimmungen, von denen jede einzelne prinzipiell zu einem Begriff werden kann. So kann beispielsweise jede der vier foucaultschen Aussagefunktionen selbst und mit eigenem Recht als Begriff aufgefasst werden; so sind die Bestimmungen des Territoriums, der Souveränität etc., die den Begriff ›Staat‹ konstituieren, jeweils selbst Begriffe; und so kann es keinen Begriff der Unendlichkeit geben, der nicht die Bestimmungen der Endlichkeit, Negativität etc. einschließen würde. Diese Versammlung entgegengesetzter Bestimmungen durch den und im Begriff unterscheidet sich vollkommen von der Art der Verbindung der Begriffsobjekte auf der Erscheinungsebene, in der sich das Schema in den Instanzen seiner Verkörperung reproduziert.

Der Begriff verbindet seine vielfältigen Momente zu einer synthetischen Einheit. Die Begriffsaussage produziert und präsentiert die Einheit des Verbundenen im Akt ihrer Herstellung selbst. »The concept is the unity of multiplicity that develops from its as a law [...] the expression of a multiplicity [...] that is enfolded, like a law, within the unity of content«, schreibt Samuel Hugo Bergmann in einem vergleichsweise archaischen, dennoch aber immer noch relevanten Text.²⁰ Andere Theorien des Begriffs suchen anderswo nach der *Beziehung* (oder dem Gesetz, das sie determiniert) zwischen Einheit und Vielfalt, Begriffsinhalt und Begriffsumfang, zwischen der ›Essenz‹ des Begriffs und ihrer Individuation in den Objekten ihrer Verkörperung. Mir ist jedoch keine Begriffstheorie bekannt, die sich nicht mit jener essentiellen Funktion der Begriffe befassen würde, eine semantische Vielfalt in einem einheitlichen Schema zu verbinden und zu integrieren. Ist diese Verbindung analytisch, dann erscheint sie als Äquivalenzbeziehung, in der die besonderen Diskursbedingungen, die sie stabilisieren, tendenziell unsichtbar werden; damit auch jener besondere Überschuss der Begriffsaussage, die dem Begriff eine Aura der Unerreichbarkeit und Unbegreifbarkeit verleiht.

¹⁹ Zu den »beweglichen Brücken« zwischen den Begriffen vgl. Deleuze/Guattari: *Was ist Philosophie?* (Anm. 2), S. 30, 33.

²⁰ Bergmann: *Introduction to Logic* (Anm. 6), S. 72.

Handelt es sich um einen synthetischen Begriff, dann lässt er sich niemals durch eine wechselseitige Substitution seiner Bestimmungen präsentieren, weil jede Bestimmung eines Begriffs Moment eines Ganzen ist, das sich nicht auf die bloße Summe seiner Teile reduzieren lässt.

Dieser Überschuss, diese Aura der Unbegreifbarkeit des Begriffs ist der Grund der Instabilität und Unruhe der internen Beziehungen aller synthetischen Begriffe. Die synthetische Verbindung ist die notwendige und hinreichende Bedingung der semantischen Dimension der Begriffe, ihrer Existenz als distinkte Einheiten in einem semantischen Feld. Anders als die oben angeführte ›analytische‹ Äquivalenz einer Wörterbuchdefinition oder die in jeder Denotation implizierte Transparenz ist ein Begriff weder Resultat noch Ursache einer seriellen Ersetzbarkeit eines Signifikanten durch einen anderen oder durch ein bezeichnetes Objekt. Ein Begriff ist vielmehr eine Verbindung zwischen mehreren Bestimmungen (oder Momenten), durch die jedes einzelne derselben selbst in den potentiellen oder aktuellen Status einer Begriffsaussage versetzt wird. Die im Begriff verbundenen Bestimmungen gelten insofern als entweder selbst schon verbegrifflicht oder als solche, deren Verbegrifflichtung zugunsten des infrage stehenden Begriffs zurückgestellt wird. Es ist daher jederzeit möglich, in die Diskussion eines bestimmten Begriffs durch die Frage nach einem seiner konstitutiven Momente zu intervenieren, die Diskussion auf dieses Moment umzulenken und dergestalt einen neuen Begriff erscheinen zu lassen. Der Akt der Vergrifflichtung ist in gewisser Weise ein Instrument der Kontrolle solcher Abschweifungen; er suspendiert die Beantwortung neuer Fragen, die nach neuen Begriffen verlangen würden, ohne aber zu vergessen, dass der Rückgang auf all dasjenige, was zunächst beiseite gesetzt wurde, jederzeit notwendig werden kann. Die Arbeit des Begriffs ist unendlich – eine ›schlechte Unendlichkeit‹ im Sinne Hegels – und jedes ihrer abschließenden Ergebnisse bleibt temporär und tentativ. Der Abschluss ist nicht das regulative Ideal der Verbegrifflichtung, aber der Modus ihrer Progression; jede ihrer Wiederholungen ist zugleich eine Wiederholung ihres Scheiterns, und dies prinzipiell solange es interessierte Sprecher gibt, die dieser Wiederholungen noch nicht überdrüssig geworden sind.

Die Verbindung zwischen den Momenten eines Begriffs präsentiert sich als Serie von ›Brückenaussagen‹, die die eigentliche Begriffsaussage bilden; obgleich der Begriff gelegentlich mit dem Anspruch intuitiver, gleichsam visueller Evidenz auftritt, als innere Anschauung, als in einen Moment absoluter Präsenz eingefrorene Zeit, unabhängig von aller Zeit und Mühe, deren es bedarf, um ihn im Akt der Verbegrifflichtung zu entfalten.²¹ Ein solches (Vor- oder Nach-)Bild des Begriffsschemas schwebt gleichsam über jeder Begriffsaussage, obgleich das Bild selbst nur ausgesagt werden kann, indem es, in der Wechselbewegung zwischen dem Ganzen und seinen Teilen, in seine konstitutiven Elemente zerlegt wird. Diese Bewegung muss man sich als eine Serie von Wiederholungen vorstellen, von denen jede eine Differenz in das Begriffsschema einträgt und so, gewissermaßen, die Intuition der Präsenz wieder in den zeitlichen Prozess zurücknimmt. Die ikonische Präsenz des Begriffs ist weder Voraussetzung noch Ergebnis einer Begriffsaussage, sondern ihr unerreichbares Ideal. Nach diesem Ziel zu streben, ist eine konstitutive Regel des begrifflichen Sprachspiels. Wäre es, wie Platon voraussagte, möglich, dieses Ziel zu erreichen, dann wäre das Spiel beendet; der Begriff wäre damit aus dem Diskurs ausgetreten – und das fragende Subjekt aus den Grenzen der Sprache in den Status einer reinen – und leeren – Kontemplation versetzt, in den Zustand gleichsam eines

²¹ »Der Begriff definiert sich durch die Untrennbarkeit einer endlichen Zahl von heterogenen Komponenten, die von einem absoluten Überflugs punkt mit unendlicher Geschwindigkeit durchlaufen werden. [...] Der Begriff ist in diesem Sinne tatsächlich Denkakt, wobei sich das Denken mit unendlicher (und dennoch mehr oder weniger großer) Geschwindigkeit vollzieht.« (Deleuze/Guattari: *Was ist Philosophie?* [Anm 2], S. 28.)

bloßen Starrens, mit dem nicht nur das Ende des Begriffs, sondern auch das Ende des Denkens besiegelt wäre.

Auf der phänomenalen Ebene bringt ein Begriff vielfältige Erscheinungen zusammen und verbindet sie in einem einheitlichen Schema. Diese beiden Momente müssen sich jedoch nicht gleichzeitig ereignen. Ich muss nicht in einer einzigen Vorstellung alle rekrutierten Soldaten, Waffen, Fahrzeuge, Stützpunkte und Posten erfassen können, obgleich jedes einzelne dieser Elemente, mit seinen Symbolen und Uniformen, für mich den Begriff ›Armee‹ verkörpert. Auf der semantischen Ebene ist das ganz anders: Um zu begreifen, was eine Armee ist, muss ich in der Lage sein, eine simultane Beziehung zwischen den Termen Staat, Gewalt, Waffen, Krieg, Uniform, Rangbeziehungen, Befehl, Gehorsam etc. herzustellen. Ich muss jedes einzelne dieser Elemente in seiner besonderen Existenz begreifen, um aus der Gesamtheit ihrer Beziehungen das intellektuelle Bild des Begriffs ›Armee‹ zu synthetisieren. Jedes dieser Momente ist ein konstitutiver Bestandteil des Begriffs. Aber, wie schon bemerkt, kann jedes dieser Momente gleichermaßen und unabhängig von allen anderen danach befragt werden, was es ist, und damit die ursprüngliche Bewegung des Begriffs ablenken und verschieben und unser Denken auf alle Dimensionen des Begriffs ausdehnen: nach außen, in Richtung auf neue, implizierte oder assoziierte Begriff; und nach innen, auf den Begriffsstatus jener Momente, die bei der Klärung des infrage stehenden Begriffs zunächst unerklärt in Anspruch genommen wurden. Das volle Verständnis eines Begriffs verlangt die Entfaltung aller Begriffsaussagen, die in seinen Momenten gleichsam eingefaltet sind. Jede Begriffsaussage ist ein transitorischer Moment in einer permanenten Unruhe. Um Kontrolle über diese Bewegung zu gewinnen oder zu simulieren, müssen die Autoren jeder Begriffsaussage, der Verfasser eingeschlossen, so tun, als handle es sich bei den Elementen des Begriffs um bloße Stellvertreter schon bekannter Begriffe, oder als ob alle Fragen, die den begrifflichen Überschuss dieser Elemente an die Oberfläche des Diskurses transportieren würden, sich einfrieren oder einklammern ließen; zumindest solange, bis das Begriffsbild einigermaßen geklärt worden ist. Jede Begriffsaussage simuliert einen ausschließenden Akt.

Die Verbindung zwischen den Elementen eines Begriffs präsentiert sich als eine propositionale Struktur. Das bedeutet nicht, dass ein Begriff sich auf eine Serie von Propositionen reduzieren ließe.²² Der Begriff erscheint im Medium von Propositionen, aber er ist nicht nur aus ihnen komponiert; das Begriffsschema ›inhäriert‹ oder ›subsistiert‹ in solchen Propositionen in derselben Weise, in der nach Deleuze ein Sinngehalt ›inheres or subsists in the proposition«,²³ oder, bildlich gesprochen, in der Weise, in der ein Kreis in einem Quadrat enthalten ist. Jeder Versuch, einen Begriff allein in Propositionen zu begründen – sei es in einer einzigen, die alle anderen zusammenschließt, oder in der Summe aller Propositionen, in die die Terme sich auseinanderfalten, wenn sie selbst als Begriffe behandelt werden – würde in einen infiniten Regress führen. Die propositionalen Verbindungen der verschiedenen Momente eines Begriffs lassen sich nicht stabilisieren, weil keines dieser Momente (oder keiner dieser Aspekte) weder den Begriff erschöpft noch sich auf Aussagen über einen anderen Aspekt des Begriffs reduzieren lässt oder durch sie repräsentiert werden kann. Der Begriff erfordert die irreduzible Simultaneität all seiner Momente, und selbst wenn es sich um nur sehr wenige, nur um drei oder auch nur um zwei verschiedene Bestimmungen handelt, wird der Begriff unser Denken

²² Ich schließe hier an Foucaults Unterscheidung zwischen Aussage und Proposition an (vgl. *Die Archäologie des Wissens* (Anm. 8), S. 117f.).

²³ Gilles Deleuze: *The Logic of Sense*, New York 1990, S. 31. Dies sollte aber keineswegs so verstanden werden, dass die Wissenschaften nicht zu Begriffen fähig wären, wie Deleuze und Guattari argumentieren (vgl. *Was ist Philosophie?* [Anm. 2], S. 40f.).

gleichsam dazu nötigen, in jener ›unendlichen Geschwindigkeit‹ Deleuzes und Guattaris zwischen diesen beiden Momenten zu kreisen, um beide einschließen zu können, ohne auf eines der beiden reduzierbar zu sein.²⁴

Seit Platon und Aristoteles neigten die Philosophen stets dazu, die Momente eines Begriffs als seine Subkategorien, den Begriff also gleichsam als Spezies einer allgemeineren Gattung zu behandeln. Aber selbst dieses simple Schema erweist sich bei näherem Hinsehen als höchst instabil, denn der Begriff soll immer beides zugleich enthalten: sowohl die Subkategorien, in denen er sich individuiert, wie die Gattung, der er angehört, und die er daher nicht eigentlich in sich enthalten, sondern lediglich darstellen oder als eines seiner Momente instantiieren kann. Um gleichwohl eine Stabilität dieses Begriffsschemas hypostasieren zu können, waren Denker von Aristoteles bis Hegel versucht, ein allgemeines Ordnungssystem zu etablieren, an dem alle Begriffe gleichermaßen, wenn auch auf unterschiedlichen Abstraktionsniveaus, partizipieren sollten. In dieser Logik argumentierten Spinoza, Hegel und andere, wenn sie hypostasierten, dass der vollständige, letztinstanzliche Begriff einer jeden Substanz nichts anderes sei als die Weise ihres Enthaltenseins im Begriff einer bestimmten Totalität – Gottes, des Geistes oder der unendlichen Substanz. Eine Taxonomie von Gattung und Art ist aber nicht nur offensichtlich unzureichend (es sind schließlich auch Begriffe, die diese Unterscheidungen und ihre Zuordnungen regieren); es handelt sich, vor allem, nur um eine Variante der möglichen Individuierungen des Begriffs. Die Komposition verschiedener Momente zu einem Begriff, ihre Integration durch einen Begriff muss nicht notwendig von einer vorgängigen Ordnung abgeleitet werden, diese Beziehungen müssen nicht als etwas von ihren Momenten Verschiedenes aufgefasst werden, auch wenn jede der (essentiellen) Bestimmungen eines Begriffs selbst wiederum als ein Begriff erscheinen kann.

ii. Außenbeziehungen

Wie schon erwähnt, enthält jedes konzeptuelle Schema nicht nur eine Vielfalt interner Beziehungen zwischen seinen konstitutiven Momenten, sondern es unterhält zugleich eine ebensolche Vielfalt propositionaler Beziehungen zu Bestimmungen, die dem Begriff selbst äußerlich sind. Eine Art dieser propositionalen Außenbeziehungen eines Begriffs besteht in Aussagen über mögliche, aber nicht wesentliche Qualitäten oder Manifestationen desselben (eine beruhigende Farbe, ein aufgeklärtes Regime etc.); eine andere besteht umgekehrt in Aussagen darüber, welche Eigenschaften einem Begriff nicht zukommen können (ein unsterblicher Mensch, ein koscheres Schwein, ein Nicht-Staatsbürger mit Wahlrecht). Präzise dieses System der Interrelationen zwischen internen und externen Begriffsbestimmungen ändert sich, folgt man Foucault, radikal, wenn ein herrschendes Diskursregime durch ein anderes abgelöst wird: Bestimmte Verbindungen, die zuvor unmöglich schienen, werden nun als kontingent gelten, kontingente Verbindungen als notwendig und so weiter. Was eine Begriffsaussage einzigartig macht, ist dennoch weniger das System ihrer Innen- und Außenbeziehungen als solches und die verschiedenen ›Brücken‹ zwischen Begriffen und Begriffsmomenten. Es ist vielmehr die unablässige Tendenz, gewisse Ausschlusskategorien in die Begriffsaussage einzuschließen und so den Begriff qua Negation zu differenzieren und zu definieren. Soll sich der Begriff nicht nur zufällig in seiner semantischen Umgebung behaupten, so muss er seine Grenzen qua Negation in sich einschließen: Der Jude muss den Heiden einschließen, das Öffentliche das Private, die hypostasiert apolitische und wertneutrale

²⁴ Vgl. Deleuze/Guattari: *Was ist Philosophie?* (Anm. 2), S. 27f.

Wissenschaft jene politische Dimension, die sie ausschließen und jene Werte, denen gegenüber sie neutral sein soll, und so weiter. Auch in dieser paradoxen Hinsicht ist der Begriff das Einheitsschema einer Vielfalt, zu dem er sich in der unabschließbaren Arbeit ihres Ausschließens mit sich zusammenschließt.

Ausschließen meint nicht Abschließen. Das Ausschließen des Begriffs ist vielmehr eine der essentiellen Formen seiner Verbindung mit anderen Bestimmungen und Begriffen und den assoziierten Problemen und Aussagen. Wie die Begriffe selbst erscheinen diese Probleme als Cluster. Jede Arbeit an Begriffen ist zugleich ein Versuch, die assoziierten Problemcluster zu klären und zu unterscheiden, ein Versuch, die wilden, anarchischen, unvorhersagbaren Dynamiken ihrer Beziehungen zu kontrollieren. Jede Unterscheidung aber – zwischen Problemen wie zwischen Begriffen – stiftet zugleich eine Verbindung. Die korrekte Formierung eines Begriffs sollte eine Verbindung separierter Elemente stiften, die durch den und im Begriff zu einer untrennbaren Einheit werden, und das Erscheinen einer Einheit in und aus einer Vielfalt. Aber dies ist noch nicht genug. Korrekte Begriffsbildung bedeutet zugleich korrektes Verbinden. Beides, die Unterscheidung des Begriffs und die Verbindung seiner Elemente, kann nicht stattfinden ohne Wiederholungen, Verdoppelungen, Übertragungen aus einem Kontext in einen anderen. Die Regulation der Beziehungen innerhalb der und zwischen den Begriffen ist temporär, veränderlich und vollkommen abhängig von den interaktiven Schauplätzen der Diskurse.

Diese interaktive Dimension der Begriffe bedeutet, dass jede Verbegrifflichung weitreichende Konsequenzen haben kann. ›Schlüsselbegriffe‹ sind Begriffe, deren Erklärung ein relativ umfangreiches diskursives Feld tangiert. Solchen Begriffen gilt vornehmlich das Interesse der Begriffshistoriker und das Interesse der historischen Diskursanalyse. Dennoch lässt sich nicht im Vorhinein bestimmen, welche Begriffe die Schlüsselbegriffe der untersuchten Diskurse sind. Dies lässt sich erst herausfinden, wenn schon ein Wechsel der diskursiven Leitbegriffe stattgefunden hat. Was umgekehrt bedeutet, dass jeder Versuch, qua Redefinition seiner Schlüsselbegriffe in einen Diskurs zu intervenieren, von vornherein zum Scheitern verurteilt ist. Schlüsselbegriffe sind eine Kategorie der historischen Diskursanalyse und daher allenfalls retroaktiv mit aktuellen Diskursen verbunden; im gegenwärtigen Leben der Diskurse handelt es sich stets nur um die mehr oder weniger intensive Arbeit der Verbegrifflichung.

Schlüsselbegriffe und ›analytische Begriffe‹ markieren die beiden Endpunkte eines Kontinuums diskursiver Wechselbeziehungen. Jeder Schlüsselbegriff ist verwoben in ein ausgedehntes und komplexes Netzwerk von Aussagen, Termen, Propositionen und anderen Begriffen. Ein analytischer Begriff ist ein Term, der sich erklären lässt, indem man ihm einen äquivalenten Term substituiert, ohne dass damit ein nennenswerter Bedeutungsverlust verbunden wäre. Die analytische Substitution will eine Frage abschließen; wie das Bezeichnen, nur diesmal innerhalb der Sprache, ist sie ein Nullpunkt der Verbegrifflichung. Früher oder später aber wird diese Substitution fehlschlagen, weil ein Begriff sich nicht restlos durch einen äquivalenten Term oder durch sein Bezeichnetes ersetzen lässt. Der semantische und referentielle Überschuss der Begriffe lässt sich durch kein abschließendes definitorisches Verfahren erschöpfen. Im Fall der Schlüsselbegriffe wird diese Aura der Unerreichbarkeit, die die Begriffe umgibt, so evident, dass sie sich nicht ignorieren lässt. Sie repräsentiert die Lücken und Desiderate der Begriffsklärung in Bezug auf seine semantische und lebensweltliche Umgebung, auf seine Sprecher und Adressaten und auf die Bedingungen seiner Reproduzierbarkeit.

iii. Verschiebungen

Jede Begriffsarbeit verschiebt einen Terminus aus seiner ›natürlichen‹ Umgebung, in der sein diskursiver Status normalerweise unbemerkt bleibt, in einen anderen Kontext, in dem eben diese Diskursivität zur Verhandlung steht. Eine Begriffsaussage steht daher in simultaner Verbindung mit zwei distinkten diskursiven Settings, deren Verhältnis oder Distanz sich nach der Art des konzeptuellen Diskurses richten wird. (Genau darin liegt die Schwäche der lexikalischen Definitionen eines Wörterbuchs: Je mehr nämlich die Worte aus ihren natürlichen Umgebungen herausgelöst werden, umso schmaler wird ihre semantische Basis; je näher wiederum die Definition an der natürlichen Gebrauchsweise bleibt, umso weniger handelt es sich um eine Erklärung. Das nicht-spezialisierte Wörterbuch partizipiert an keinem lebendigen Diskurs.)

In den platonischen Dialogen verhält sich Sokrates geradezu, als verfolge er das Projekt eines philosophischen Wörterbuchs; das Besondere seiner Fragemethode liegt aber darin, Ausdrücke aus ihren alltäglichen Gebrauchsweisen herauszulösen. Die frühen, aporetischen Dialoge lassen die Zuhörer eher ratlos zurück; in den späteren Dialogen aber entsteht gleichsam eine neue Umgebung der Aussagen, in der die Ausdrücke graduell als Begriffe in Erscheinung treten. Diese Umgebung ist der eigentliche Anwendungsbereich der platonischen ›Dialektik‹, deren Konturen mit den fortschreitenden Formierungen und Unterscheidungen immer deutlicher hervortreten, als ein ganzes Netzwerk von Bestimmungen, das schließlich eine überzeugende Reformulierung des in Frage stehenden Begriffs erlaubt. Was der sokratische Dialog an der Begriffsarbeit *zeigt* – vom Sistieren des natürlichen Sprachflusses, der Verzögerung und den Umwegen bis zur besonderen Aufmerksamkeit auf die Formbedingungen des Begriffs – ist weitaus bedeutsamer als alles, was Platon über die Begriffe (als Ideen oder reine Formen) *sagt*. Der sokratische Dialog funktioniert wie ein Kunstwerk, das die Philosophen zur unablässigen Interpretation dessen, auffordert, was es zeigt.

Nietzsche, bedeutender noch Wittgenstein, und die zahlreichen von ihnen beeinflussten Historiker und Anthropologen des Geistes haben eine umgekehrte Bewegung vorgeschlagen: von der privilegierten Position des Begriffs aus zurück zur ›natürlichen Sprache‹, zu den alltäglichen oder professionellen Gebrauchsweisen von Ausdrücken und Termini in bestimmten Handlungskontexten. Ganz gleich aber wie begrenzt oder kurzlebig ihre Anwendungskontexte sein mögen, lassen sich die verwendeten Begriffe immer noch konzeptualisieren. Es hat immer einen Sinn und eine Berechtigung, zu fragen, was – jenseits von und über die besonderen, konkreten Gebrauchsweisen seines Signifikanten hinaus – X für die Menschen dieser oder jener Kultur, für diese Epoche, für dieses Sprachspiel war oder ist. Es ist berechtigt und sinnvoll, die Chroniken eines Begriffs zu rekonstruieren und die Transformationen seines Gebrauchs zu entfalten. Es ist berechtigt und sinnvoll, bestimmte vordergründig sehr unterschiedliche Verwendungen zueinander in Beziehung zu setzen, um sie als Instanzen eines identischen Gebrauchsschemas zu erkennen – des Reproduktionsschemas, beispielsweise, der Illusion der Willensfreiheit, der Fiktion, die Strafe diene der Besserung des Delinquenten, oder der Vorstellung, Sprache sei eine Beziehung zwischen Worten und Dingen. Mit jeder Identifikation oder Rekonstruktion eines solchen Schemas entsteht ein mehr oder weniger bestimmter Begriff.

Die Begriffsaussage, die Sektionen einer bestimmten Umgebung kopiert und in eine andere verschiebt, um ihnen einen neuen Status und eine neue Bedeutung zu verleihen, überbrückt zugleich diese zwei diskursiven Ebenen und ermöglicht also immer auch eine Umkehr der Bewegung (um etwa zu lehren, zu unterweisen, zu korrigieren oder um jene in Erstaunen

zu setzen, die den Terminus in aller Unschuld seiner ›natürlichen‹ Gebrauchsweise zu verwenden gewohnt sind). Zunächst aber stellt jede Problematisierung eines Begriffs die Bewegung in (zumindest) einer diskursiven Umgebung still, um Bewegung in eine andere zu bringen. Dieses Stillstellen ist jedoch selbst schon ein Akt der Intervention, eine Invasion, eine virale Bewegung, die sich in alle möglichen Richtungen fortsetzen und vervielfältigen kann, ohne sich jemals zu erschöpfen. Sie ist wie ein quälender, rastloser Parasit, der sich überall ansiedeln und sich zu jeder Konversation einladen kann. Sie gräbt sich Pfade wie das Wasser, das den Boden erodiert, Gräben entstehen lässt und durch seinen Lauf die Landschaft verändert. Diskursive Umgebungen unterscheiden sich im Grad ihrer Immunität gegenüber den Invasionen des Begriffs, danach, ob und wie sehr sie ihnen Widerstand leisten oder, umgekehrt, ob und wie sehr sie sich ihnen öffnen und bereit sind, ihre Resultate zu akzeptieren. Im Prinzip aber ist keine diskursive Umgebung vorstellbar, an der die Begriffsarbeit nicht ansetzen könnte, der sie nicht Termini entnehmen könnte, um sie ihr und sie ihr als Begriffe zurückzugeben.

Der alltägliche politische Diskurs gegenwärtiger hochdifferenzierter Gesellschaften gehört zu jenen, die sich der Invasion der Begriffe am wirkungsvollsten entziehen. Die Gouverne- mentalisierung des Staates und seiner Politiken im Verbund mit einer fortschreitenden ›Ökonomisierung‹ der Gesellschaft und des Politischen verlangen geradezu nach dem *black-boxing* und verbuchen die Zeit, die die Arbeit an Begriffen in Anspruch nimmt, als Effizienzeinbuße. Jede Verbegrifflichung politischer Stereotype ist daher, ungeachtet ihres Gegenstands, schon eine Form des politischen Widerstands.

d. **Materiale Medien**

i. **Zeitverschwendung**

Jede Begriffsaussage setzt eine Austauschbeziehung zwischen zwei relativ getrennten Diskurs- ebenen in Gang; das materiale Medium, in dem sie erscheint und durch das sie sich reproduziert, muss daher zunächst die Überbrückung ihres Abstands ermöglichen. Wie schon erwähnt, handelt es sich darum, Bewegung in einem semantischen Feld einzufrieren, um sie in einem anderen hervorzurufen. Die Frage nach dem Sinn eines Ausdrucks verzögert oder unterbricht seinen Gebrauch. Diese Verzögerung oder Unterbrechung eines linguistischen Flusses ist die primäre Bedingung jeder Begriffsaussage. Die abstrakte Möglichkeit der Zeitverschwendung – jenseits jener konkreten und determinierten Zeiträume, in denen man eine Rede oder einen Aufsatz verfasst – ist daher die eher seltene, aber erste und wichtigste materiale Möglichkeitsbedingung einer Begriffsaussage.

Die Unterbrechung eines Diskursflusses kann ein zufälliges und flüchtiges Ereignis sein. Typische Beispiele dafür sind die Missverständnisse der alltäglichen Kommunikation und der Präzisionsbedarf in den technischen, juristischen und vielen anderen wissenschaftlichen Diskursen. Sie verhalten sich gleichsam parasitär zu den eigentlichen Interessen der Teilnehmer dieser Diskurse, zu den Effizienzerwartungen, die an jeden kommunikativen Austausch gestellt werden. Aber die begriffliche Verzögerung kann ebenso ein wesentliches Bedürfnis des Diskurses selbst (bzw. vieler seiner Teilnehmer) sein. Wenn sich mit einer gewissen Berech- tigung behaupten zu lassen scheint, dass nur die Philosophie mit Begriffen arbeitet, so liegt dies einzig daran, dass der philosophische Diskurs die Verzögerung institutionalisiert hat. Nur hier ist die auf die linguistische Reflexion verschwendete Zeit zugleich den eigentlichen Gegen- ständen des Diskurses gewidmet. Nur hier besteht das Interesse und Vergnügen der Sprach- spiele wesentlich in Abschweifungen und Umwegen, und an der Virtuosität ihrer Beherrschung bemisst sich der Grad der philosophischen Meisterschaft. Die Diskurse unterscheiden sich nach

den Graden ihrer Toleranz solcher Verlangsamungen und Unterbrechungen, danach, ob und auf welche Weise sie deren Dauer, Kontinuität, Frequenz und Status zu begrenzen versuchen, ob sie ihnen einen legitimen Aufenthalt gewähren oder ihnen ihr Wohlwollen entziehen. Anstatt uns mit der Intimität von Begriff und Philosophie zufrieden zu geben, um aus ihr alles auszuschließen, was nicht philosophisch genug ist, sollten wir sie als Gradmesser eines Kontinuums betrachten, das sich zwischen der unendlichen Abweichung und den gradlinigen, vorgefertigten Antworten erstreckt.

ii. Begriffspolitiken

Die Begriffsarbeit verzögert den Gebrauch des Begriffs, seine Naturalisierung und Routinisierung in den diskursiven Sprachspielen. Jeder pragmatische Diskurs (sei es auf juridischem, ökonomischem, wissenschaftlichem oder politischem Terrain) neigt daher dazu, mit Abstoßungstendenzen auf sie zu reagieren. Es handelt sich dabei nicht nur um eine Frage der Zeitvergeudung und Ineffizienz, sondern um eine potentielle Ursache gravierenderer Schwierigkeiten, weil jede Verbegrifflichung Folgen für ein ganzes diskursives Feld, ja schließlich für die Politiken des Diskurses insgesamt haben kann.

Dennoch basiert die fundamentale Antinomie zwischen Begriffsarbeit und politischem Diskurs auf einer gemeinsamen Voraussetzung. Beide, der König wie der Philosoph, haben ein essentielles Interesse an Definitionen. Jede Regierung hat ein essentielles Interesse daran, ihr Territorium, seine Bevölkerung, ihre Ziele und Mittel, Hierarchien der Autorität und gewisse Freiheitsräume darin zu definieren und zu limitieren.²⁵ Das philosophische Bedürfnis der Definition entsteht mit der Frage danach, was es für eine Sache bedeutet, zu sein, was sie ist. Anders als die gouvernementale Definition einerseits, die lexikalische Definition andererseits ist die erklärende Definition kein Mittel, sondern ein Ziel. Ihr Horizont ist offen, wenngleich (oder gerade weil) sie unablässig danach strebt, den Begriff zu klären und abzuschließen. Sie kann daher jederzeit mit den Grenzziehungen und Ausschließungen der politischen Begriffe kollidieren. Letztere geben ihr nur dann den Weg frei, wenn die Teilnehmer des Begriffsdiskurses sich einem Projekt der herrschenden Gewalt zur Verfügung stellen.²⁶ Wenn, wie Deleuze argumentiert, alle Philosophen bislang Staatsphilosophen waren, so nicht, weil oder insofern sie sich in der Begriffsarbeit engagiert haben, sondern insofern oder sobald sie aufgehört haben, dies zu tun. Das heißt nicht, dass sie aufgehört hätten, philosophische Sprachspiele zu spielen; Philosophie findet nicht nur im begrifflichen, sondern auch in vielen anderen Sprachspielen statt, die sehr gut mit herrschenden politischen Interessen harmonieren können. Ihnen subsumiert werden können sie dennoch nur dann, wenn sie dem Begriffsdiskurs entfremdet oder an schon eingefrorene Begriffe angeheftet werden, also auf die eine oder andere Weise ein Ende der Verbegrifflichung erzwungen wird.

Die Reproduktion einer Begriffsaussage verlangt nach einem Raum, in dem ihre Bewegung von keinem anderen Interesse durchkreuzt wird. Diese Bedingung müssen ihre Medien garantieren. Platons tiefe Abneigung gegen die Schriftlichkeit hat damit zu tun, dass die Schrift dazu tendiert, die Bewegung des Gedankens zu verknöchern, gleichsam in geschriebenen Zeichen einzubalsamieren. Es besteht keinerlei Notwendigkeit, diese Abneigung Platons (die sich uns schließlich selbst in spektakulären Schriften präsentiert) zu teilen, um

²⁵ Der hebräische Infinitiv *le-hagdir* (definieren) leitet sich aus derselben Wurzel ab wie *le-gader* (einzäunen, begrenzen).

²⁶ Diesen Aspekt scheint Roy Wagner in seiner Diskussion der begrifflichen und gouvernementalen Ausschließungen nicht genügend zu berücksichtigen (»Response to »Preface«, in: *Mafté·akh*, 2, 2010).

diese Besorgnis nachvollziehen zu können; es besteht keinerlei Notwendigkeit, Platons Bewunderung der ›lebendigen Stimme‹ und seine Metaphysik der Präsenz zu übernehmen, um die komplette Priorität des *performativen Ereignisses* über das Begehren der Vollständigkeit und Erfüllung zu erkennen, die am Grund der platonischen Bevorzugung der Rede vor der Schrift liegt.

Denn was schließlich ist das performative Ereignis der Begriffsaussage? Es ist die initiale Frage »was ist X?“ und der Versuch ihrer Beantwortung; es ist die *Ex-position* und *Ex-plication* des Gegenstands als Begriff, die Artikulation seiner konstitutiven Momente und ihre Rekomposition und Repräsentation in einem einzigen, einheitlichen Schema. Die Begriffsaussage *zeigt* die synthetische Komposition der individuierenden Begriffsmomente, indem sie auf der Oberfläche des Diskurses die Vielfalt ihrer wechselseitigen Beziehungen präsentiert. Sie indiziert zugleich den Erscheinungsraum der Begriffsobjekte, verweist auf die Beziehungen des Begriffs zu bestimmten Fragen und damit zugleich auf Sprecher und Adressaten, Subjekte der Fragen und der Antworten. Schließlich und vor allem aber präsentiert die Begriffsaussage sich selbst als eine solche: die öffentliche Verhandlung eines Begriffs ist zugleich die Exposition seiner diskursiven Existenz, der Tatsache, *dass* der Begriff eine diskursive Entität *ist*.

Was die Begriffsaussage zeigt, indem sie den Begriff präsentiert, ist nicht notwendig zugleich das, was sie sagt. Was eine Begriffsaussage sagt, hat gewöhnlich mit der Entfaltung der Begriffsmomente, der Beschreibung ihrer wechselseitigen Beziehungen zu tun; es ist, wie oben schon zitiert, eine Aussage über eine »multiplicity [...] that is enfolded, like a law, within a unity of content.«²⁷ In diesem Sinne funktioniert die Begriffsaussage wie ein Bild, das etwas zeigt, ohne zu sagen, was es zeigt, so dass immer noch etwas über es zu sagen übrig bleibt. Kein Narrativ, geschweige denn ein Bildtitel kann die essentielle Irreduzibilität des Sichtbaren auf das Sagbare kompensieren. Aber die *Verpflichtung*, zu sagen, was noch nicht gesagt worden ist, ist nicht selbstevident. Im Fall eines Kunstwerks leitet sie sich aus der sakralen Aura des musealen Schauraums ab, der Aura einer Überschreitung des Sichtbaren, die sich in keiner Beschreibung einfangen lässt und die Interpretation vor die unendliche Aufgabe stellt, diesen Überschuss in der Sprache abzubilden. Eine ähnliche Differenz liegt zwischen dem, was die Begriffsaussage als performatives Ereignis zeigt, und dem, was sie sagt. Nur gibt es in diesem Fall keine vergleichbare Verpflichtung, den performativen Überschuss in Sprache zu fassen. In diesem Fall gibt es keine Institution, die den Überschuss des Sichtbaren sanktifiziert; und dennoch kann sich die Bewegung des Begriffs jederzeit auf diese Differenz berufen, um die Frage »was ist X?« voranzutreiben und sie auf die Bedingungen ihres eigenen Erscheinens zurückzuwenden. Diese Rückwendung ist umso wesentlicher, als die diskursive Natur der Begriffsaussage es dem Begriff zugleich ermöglicht, als vereinheitlichendes Schema zu erscheinen, wie sie ihm jeweils willkürliche Grenzen setzt.

Die Aufmerksamkeit auf die diskursiven Erscheinungsbedingungen eines Begriffs mindert nicht (wie es bei Wörterbüchern der Fall ist) das Interesse an seinem semantischen Gehalt, sie schließt ihn vielmehr ein, um ihn gleichzeitig zu suspendieren. Die lexikalische Definition eines Wörterbuchs ist die öffentliche Präsentation eines Wortes unter dem Aspekt seines semantischen Gehalts. Die textuelle Institution Wörterbuch präsentiert die Bedeutung der Worte isoliert von ihren Gebrauchskontexten (womit auch andere Eigenschaften des Wortes in den Hintergrund treten, wie etwa das Verhältnis von Laut- und Schriftbild oder seine verschiedenen Aussprachen). Die Erklärung eines Wortes dagegen löst es aus seinen nicht-problematischen Verwendungskontexten ab und stellt es öffentlich aus, um den Blick auf seine

²⁷ Bergmann: *Introduction to logic* (Anm. 6), S. 72.

diskursive Erscheinung zu lenken, sofern sie sich von seinen spezifischen Verwendungen isolieren lässt. Diese Performance der diskursiven Existenz der Begriffe erfordert jedoch bestimmte Bedingungen.

Nicht irgendeine essentielle Qualität prädestiniert ein Objekt oder ein Bild zum Kunstwerk, sondern seine *Exhibition* – seine öffentliche Performance – innerhalb einer Institution, die Bilder und Objekte als Kunstwerke sanktifiziert. Diese Exhibition entfremdet das Bild oder Objekt seiner ›natürlichen‹ Umgebung und löst es von jeglichem Gebrauch ab, den es vormals gehabt haben mag. Dank dem artistischen Beobachtungskontext, den die museale Institution schon qua Definition bereitstellt und der sich im Habitus des geschulten Betrachters reproduziert, lenkt die Ausstellung unseren Blick und unsere Aufmerksamkeit auf die *ästhetische* Erscheinung der Bilder oder Objekte, darauf, wie sie sich unseren Sinnen präsentieren und auf unsere Gefühle und Gedanken wirken.

Analog können wir ergänzen, dass die Gerichte oder die Royal Society, deren diskursive Patterns teilweise der Funktionsweise juridischer Verfahren abgelesen sind, auf ähnliche Weise distinkte Orte, Szenarien und Verfahren einer öffentlichen Demonstration und Verhandlung faktischer (Gericht) oder kausaler Behauptungen (wissenschaftliches Experiment) geschaffen haben. In all diesen Fällen haben wir es mit einer Herauslösung von Gegenständen, Behauptungen und narrativen Elementen aus ihren ›natürlichen‹ Umgebungen zu tun, um sie den argumentativen Strukturen eines öffentlichen Beweisverfahrens einzulesen. Anders als die museale Exhibition, aber ähnlich der eines Wörterbuchs, zielt die juridische oder wissenschaftliche Exhibition nicht darauf, einen bestimmten Fall schlicht der Beobachtung, Reflexion, Interpretation auszusetzen. Sie zielt im Gegenteil darauf, einen Schlusspunkt zu setzen, eine gültige Interpretation zu liefern, die relevanten Fakten und Argumente zu präsentieren und die notwendigen Konsequenzen zu ziehen.

Auch in einer Reihe philosophischer Kontexte zielen Begriffsaussagen (zumindest scheinbar) darauf, Debatten abzuschließen, standardisierte Interpretations- und Entscheidungsregeln zu präsentieren und die Arbeit an den Begriffen zu vervollständigen. Erfolgreich waren und sind sie damit allerdings nie. Die Performance einer Begriffsaussage überschreitet stets das, was in ihr ausgesagt wird, und das Bedürfnis des Fragens und Interpretierens lässt sich nicht effektiv sanktionieren. Anders als den ästhetischen Expositionen des Museums, den semantischen des Wörterbuchs, den faktischen des Gerichts oder den kausalen des Experiments steht den begrifflichen Exhibitionen keine eigene Institution zur Verfügung. Keine philosophische Fakultät soll und kann sich als eine solche Institution verstehen. Die Begriffsarbeit ist nur eine ihrer vielfältigen Aufgaben, und nicht einmal notwendig ihre wesentlichste. Zugleich stellen die verschiedenen Diskurse verschiedene Bedingungen der Begriffsarbeit bereit und unterscheiden sich in den Graden ihrer Toleranzbereitschaft gegenüber tiefergehenden Invasionen in ihre Funktionslogiken. Es mag sinnvoll sein, in dieser Hinsicht drei Diskurstypen zu unterscheiden. In den vorrangig pragmatisch orientierten Diskursen etwa von Recht und Verwaltung erschöpft sich die diskursive weitgehend in einer exzessiven definitorischen Aktivität, einer möglichst umfassenden Vereindeutigung der Terminologie zugunsten möglichst ungestörter Abläufe. In eher kontemplativen Diskursen wird die diskursive Aktivität regelmäßig durch die Arbeit an Begriffen unterbrochen. Schließlich ist in der Philosophie und den ›philosophieanfälligeren‹ Bereichen der verschiedenen Wissenschaften die Arbeit an Begriffen kein bloßes Mittel, sondern ein Ziel; die Bewegung in einem Begriff (zwischen den verschiedenen Momenten eines Begriffs) oder zwischen den Begriffen ist hier die Bewegung des Denkens selbst.

Die Philosophie und die mit ihr sympathisierenden Wissenschaften sind daher der Begriffsarbeit gegenüber prinzipiell aufgeschlossen und geduldig. Aber Toleranz und Geduld allein kompensieren nicht den Mangel einer Institution, deren Zweck es wäre, der Exhibition der Begriffe ähnliche Bedingungen bereitzustellen wie das Museum der ästhetischen, der Gerichtshof der faktischen und das Wörterbuch der semantischen Exhibition. Die platonische Akademie, die aus einer solchen Intention hervorgegangen war, sah sich rasch durch andere Fragen und andere Untersuchungspraktiken überflutet. Noch vor dem Anspruch, den philosophischen Glauben zu befördern oder sich als gesellschaftlich wohltätig zu erweisen, scheiterte die Akademie darin, der Begriffsanalyse eine stabile institutionelle Umgebung bereitzustellen, die die Aufmerksamkeit der Beobachter/Zuhörer/Leser auf die diskursive Dimension der Begriffe, auf den einzigartigen Status der Begriffsaussagen gelenkt hätte. Die sokratische Bewegung wurde niemals institutionalisiert. Was also ist notwendig, um sie aufrechtzuerhalten? Alles, was notwendig ist, ist die Geduld der Adressaten – es genügt ein einziges Subjekt, das die Frage teilt und selbst nicht zu fragen aufhört – und die Existenz einer Diskursgemeinschaft, deren Sprecher bereit sind, sich die Zeit zum Denken zu nehmen. Diese Bedingungen können überall, jederzeit und in nahezu jedem Kontext gegeben sein, sich aber ebenso rasch wieder verflüchtigen – so bei jedem noch so geringfügigen Anzeichen eines Widerstands realer Gewalten und bei jedem Appell an andere – praktische, ästhetische, religiöse – Arten der Aufmerksamkeit. Mit dem Mangel einer Institution hängt alles von den Subjekten ab; sie und nur sie sind die Hüter der Begriffe.

Aus dem Englischen übersetzt von Stefanie Ertz